Zeitschrift: Jahrbuch der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwisenschaftliche Gesellschaft
Band: 59 (1923)

Artikel: Reisebilder aus Tunesien
Autor: Rehsteiner, Viktor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-834884

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

No. 1. **Tozeur. Wohnhaus des Kaid.** Phot. Dr. H. Hopf, Bern.

No. 2. **Kairouan. Inneres der grossen Moschee.**

Phot. E. Rüd, Postdirektor, Zürich.

I.

Reisebilder aus Tunesien.

Vortrag, gehalten in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 17. Oktober 1923 von **Viktor Rehsteiner,** stud. jur.

Im nördlichsten Teile Afrikas, vom übrigen Erdteil durch die breite Sahara getrennt, dehnt sich von der kleinen Syrte bis zum Atlantischen Ozean ein Gebirge aus, das die doppelte Länge der Alpen besitzt und fast deren Höhe erreicht: Der Atlas. Dieser Gebirgszug trägt aber keinen afrikanischen, sondern noch durchaus europäischen Charakter, denn er ist durch Faltung entstanden, während der übrige afrikanische Kontinent in seinem Aufbau meistens durch Brüche und Senkungsfelder bestimmt wird und das Bild einer Tafellandschaft darbietet. Man darf dementsprechend auch annehmen, dass der Atlas das direkte Verbindungsglied zwischen dem Apennin und der Sierra Nevada bildete und erst in späterer geologischer Zeit durch das Meer von ihnen abgetrennt wurde.

Da, wo sich im Osten die Atlasausläufer wieder zur Küste senken, erstreckt sich vom Meere über diese Bergketten bis in die Wüste hinein der französische Schutzstaat Tunesien. Es ist ein Stück Erde, das im Laufe der Zeit schon viele Kriegsstürme über sich hinwegfegen sah und oft den Besitzer wechselte. Hier war es, wo sich aus den phönizischen Ansiedlungen das mächtige Karthago entwickelte und in verzweifeltem Kampfe von dem noch stärkeren Rom zu Fall gebracht wurde. Lange Jahrhunderte gedeihlicher Entwicklung unter römischer Oberherrschaft folgten, bis um die Mitte des 5. Jahrhunderts, mitten im Tumult der Völkerwanderung, die Vandalen von dem fruchtbaren Lande Besitz ergriffen. Knapp 100 Jahre später schon wurden sie durch die Oströmer vertrieben, und nochmals setzte eine kurze segensreiche Entwicklung ein, bis im Jahre 698 die Araber, von Aegypten her vordringend, Tunesien überschwemmten und nun das Land, wie es in ganz Nordafrika von Marokko bis Aegypten der Fall war, kulturell bald immer tiefer sank. Dieser Zustand der Verwahrlosung dauerte beinahe 1200 Jahre, bis sich 1881 die französische

Regierung, angeblich aus Notwehr gegen räuberische Horden handelnd, die über die Grenze in die französische Kolonie Algerien verwüstend eindrangen, dazu entschloss, eine militärische Expedition nach Tunesien zu unternehmen. Der Bey von Tunis konnte keinen Widerstand leisten und musste es sich gefallen lassen, dass sein Land zu einem französischen Protektorat gemacht wurde. Formell hat er zwar die Herrschaft behalten, aber in Tat und Wahrheit sind es seine französischen Minister, die die Zügel der Regierung in Händen halten, und ohne deren Wissen und Erlaubnis nichts geschehen kann.

Diese abwechslungsreiche geschichtliche Entwicklung ist nicht spurlos an Tunesien vorübergegangen. Da treffen wir einmal, im ganzen Lande zerstreut, die beredten Zeugen der römischen und byzantinischen Epoche an, sei es ein riesiges Amphitheater, ein halbzerfallener Tempel, oder auch nur eine lange, zur Abwehr von Feinden dienende Mauer. Daneben finden wir die Wohnstätten der heutigen Bewohner, die sich grösstenteils zum Islam bekennen, überragt von stolzen Moscheen mit schlanken Minaretten oder einem einfachen Kuppelgewölbe über einem Heiligengrab. Und schliesslich hat in den 40 Jahren seit der französischen Eroberung auch der europäische Einfluss Fuss gefasst: In allen Küstenstädten begegnen wir Europäervierteln, die sich in nichts als den fremdartigen Baumalleen von unsern Städten unterscheiden. Dementsprechend ist auch die Bevölkerung in Rasse und Sprache sehr verschieden. An Zahl allen Bewohnern weitaus überlegen sind die Berber, ein merkwürdiges Volk! Es ist die gleiche Rasse, die in Marokko unter dem Namen Kabylen bekannt ist und die in jüngster Zeit dort den Spaniern durch ihren Unabhängigkeitssinn so grosse Unannehmlichkeiten bereitet hat. Von Natur ist ihre Hautfarbe weiss, und erst die Sonne hat Gesicht und Hände gebräunt; ihr Haar ist blond. Vielfach werden sie als Ureinwohner Nordafrikas betrachtet; sicher ist nur, dass sie schon seit 3—4000 Jahren dort ansässig sind, also schon zur Zeit, da die Phönizier an der tunesischen Küste ihre Kolonien gründeten. In Sprache und Sitten sind sie sehr einheitlich. Sie haben sich zum Islam bekehrt, doch geht ihnen ihre Eigenart über den Mohammedanismus. Das zeigt sich zum Beispiel in der Stellung ihrer Frauen, die unverschleiert umhergehen und im Rat der Männer beratende Stimme haben, also gerade das Gegenteil von dem, was bei den streng nach dem Koran lebenden Arabern der Brauch ist. Während die Berber mehr in der freien Ebene und den Bergen, zum Teil als Nomaden, hausen, finden wir

in den Städten die Mauren, ein Mischvolk, das der Ueberrest all' der Völker ist, die in Tunesien Wohnsitz gefasst hatten, also punisches, römisches, vandalisches und arabisches Blut in den Adern hat. Aus ihnen setzen sich die verschmitzten Händler in den Städten zusammen, von denen schon manchem Europäer die Taschen geleert wurden. Sie bedienen sich der arabischen Sprache und sind leicht mit den reinen Arabern zu verwechseln, welche graciöser von Gestalt und gute Mohammedaner sind. Jedoch konnte ich Araber und Mauren nie auseinanderhalten und nenne sie im Folgenden einfach Araber. Der gemeinsame Hass der beiden Rassen richtet sich besonders auf die zahlreich in den Städten wohnenden und mit Erfolg dem Handel obliegenden Juden. Diese sprechen noch die hebräische Sprache und unterhalten von sich aus gute Schulen. Der Küste entlang haben sich im Laufe des letzten Jahrhunderts auch viele Italiener, besonders Sizilianer, und Malteser angesiedelt, welche sich oft eine Berberin zur Frau nehmen und Mohammedaner werden. Endlich begegnet man, besonders im Süden, den vielfach den Kolonialtruppen einverleibten Negern. Ueber dieses Völkergemisch erheben sich als herrschende Klasse die an Zahl geringen Franzosen. Neben der Verwaltung ist der Grosshandel und fast aller Grund und Boden in ihren Händen. Die Einwohnerzahlen sind ungefähr folgende: Den 1,100,000 Berbern und 400,000 Mauren und Arabern, die sich sämtlich zum Islam bekennen, stehen 100,000 Juden und 100,000 Italiener gegenüber, welche alle wirtschaftlich von den 46,000 Franzosen, die in Tunesien leben, abhängig sind.

Nach diesem in jeder Beziehung fremdartigen und interessanten Fleck Erde veranstaltete vergangenen Frühling Herr *Prof. Dr. Brockmann* in Zürich eine pflanzengeographische Exkursion, die aber nicht nur der Botanik allein, sondern auch all' dem Eigenartigen in geographischer, archaeologischer und ethnographischer Hinsicht gewidmet war. Ich hatte das Glück, einer der 37 Teilnehmer der Exkursion zu sein.

Am grünen Donnerstag, nachts 11 Uhr, verliessen wir Zürich im Gotthardschnellzug und durcheilten in raschem Fluge Italien bis nach Neapel hinunter, wo wir Samstag Mitternacht anlangten. Eine Nacht in Florenz und ein Nachmittag in Rom liessen uns nur notdürftig ahnen, welche Fülle von Kunstwerken diese Städte bergen. Dafür konnten wir den Ostersonntag voll geniessen, an dem wir dem Vesuv einen Besuch abstatteten und uns den Vulkan von aussen und innen

gründlich ansahen. Der Montag war einem Ausflug nach Pompeji gewidmet, und abends 8 Uhr schifften wir uns auf dem blitzblanken italienischen Dampfer „Città di Siracusa“ ein, um am nächsten Morgen nach erfrischender Nachtruhe vor Palermo zu erwachen und bald im Hafen Anker zu werfen. Die Schönheit der Bau- und Kunstwerke der Stadt übertraf unsere kühnsten Erwartungen; nur schwer vermochten wir uns von aller Pracht, die byzantinischer, arabischer und normannischer Kunstsinn und die Vermischung dieser Kulturen geschaffen haben, zu trennen. Aber die Zeit drängte; bald wurden wir wieder von den tiefblauen Wogen langsam hin- und hergeschaukelt und glitten in ruhiger Fahrt an Siziliens duftumwobener buchtenreicher Küste vorüber bis an die Westecke der Insel, wo wir nochmals in Trapani für kurze Zeit landeten. Dann, als schon die Sterne am tiefschwarzen Himmel zu funkeln begannen, liessen wir Europa endgültig hinter uns und strebten voller Erwartung durch die dunkle Nacht der afrikanischen Küste entgegen.

Als ich am nächsten Morgen auf Deck trete, ist es heller Tag und Afrika gut in Sicht, denn wir befinden uns schon weit drinnen im Golf von Tunis. Linkerhand grüsst die lange lichtüberflutete Bergkette, die sich erst beim Kap Bon ins Meer senkt, im Süden hemmt der blaue dunstumschleierte Djebel Zaghouan den Blick, und rechts winkt vom niederen Vorgebirge ein Leuchtturm, durch das hellschimmernde Araberdorf Sidi Bou Said behütet. Es ist wahrlich eine Rundsicht, wie sie der dunkle Erdteil nicht freundlicher und lichter bieten konnte. Bald fahren wir an La Goulette, dem Kriegshafen, mit seinen Fabrikgebäuden vorüber, und vor uns öffnet sich der 1893 erbaute, 10 km lange schnurgerade Kanal, der vom Meere mitten durch den Bahirasee hindurch in den Hafen von Tunis führt. Ganz langsam, damit keine grössern Wellen entstehen, fährt unser Schiff der Stadt entgegen, die sich vorerst nur als feine weisse Linie vom Ende des Kanals abhebt. Rechts und links streift der Blick jenseits der niedern Dämme, die nur 150 m voneinander abstehen, über den salzwasserhaltigen Bahirasee hin, dessen Oberfläche sich totenstill und unbeweglich vor uns ausbreitet. Plötzlich schlägt ein fernes Rollen an unser Ohr, das schnell näher kommt. In rascher Fahrt, dreimal so geschwind wie unser Schiff, kommt auf dem rechtsseitigen Damm der elektrische Zug, der nach Karthago fährt, dahergesaust, und hüben und drüben winkt man sich zu. Unterdessen ist die Stadt unmerklich grösser geworden und die lange Wasserrinne zu Ende, für deren

Erhaltung und um den finanziellen Nachteil, den eine derartige Einfahrt dem Hafen bringt, aufzuheben, jeder Reisende, der zu Schiff Tunis erreicht oder verlässt, ca. 70 franz. Franken zu zahlen hat.

Kaum ist das Schiff mit Ketten und Tauen genügend festgemacht und die Landungsbrücke herangeschoben, so drängen sich auch schon einige riesige, die Zähne fletschende Neger unter die Reisenden auf den Deckgalerien, um sich einen Koffer zu ergattern. Auf dem Quai unten hocken zerlumpte, in den ehemals weissen Burnus gehüllte Gestalten, die gierig die Hände nach einem Almosen ausstrecken. Rasch hat unsere Reisegesellschaft den Zoll abgefertigt, und nun geht's, so schnell uns die Füsse nur tragen wollen, der Stadt zu. Vorerst müssen wir das hässliche Hafenquartier mit seinen Ziegelbauten durchqueren. Dann gelangen wir in eine schöne Palmenallee und steuern mitten ins Herz der Europäerstadt, wo unser Hotel sich befindet. Unser Wirt, Herr Tuor, ist ein Bündner und führt im Sommer den Disentiserhof, während er im Winter und Frühling seinem Hotel in Tunis vorsteht. Kaum haben wir unser Gepäck im Zimmer verstaut, so stürmen wir in kleinen Gruppen wieder hinaus, der Araberstadt zu. Ein grosses Tor in der alten Stadtmauer, die Porte de France, bildet den Eingang. Und wie mit einem Schlag sieht man sich in eine ganz andere Welt versetzt. Von allen Seiten her münden enge schmutzige Gassen, in denen ein unbeschreibliches Gedränge herrscht. Auch an Geräusch und Lärm fehlt es nicht. Araber und Juden schreien in ihren konsonantenreichen Sprachen, in denen uns besonders die r und ch auffallen, durcheinander. Die Araber tragen auf dem Kopfe den roten Fez, der bei den Reichern mit einer schwarzen Quaste versehen ist, während die Aermern ihn so lange tragen, bis er nur noch in einem schmutzigen Rosa leuchtet. Oft schlingen sie sich ein weisses Tuch turbanartig um den Fez, so dass nur hinten oben sein Rot hervorguckt. Als Kleidung trägt der wohlhabendere Stadtaraber einen reichverzierten Rock und weite faltige Pumphosen, gewöhnlich in blau oder braun. Die Landbevölkerung und die Nomaden, die in die Stadt kommen, um Einkäufe zu machen, hüllen sich nur in ihren weissen Burnus, der wie eine Art grosser Pelerine aussieht und dessen Kapuze sie sich in Ermanglung einer andern Kopfbedeckung über den Kopf ziehen. Darunter tragen sie noch ein Hemd, aber meistens keine Hose, was besonders den Buben zu lästig wäre, so dass unter dem Burnussaum die nackten Füsse hervorschauen, die in schmutzigen, ausgetretenen Sandalen stecken. Der ganze Tumult, in dem wir uns befinden, macht

einen sehr farbenfreudigen Eindruck, und, entsprechend den Kleidungsstücken, herrschen Rot, Weiss, Braun und Blau vor, es sei denn, dass sich noch ein schwarzes Negerantlitz hineinmenge. Besonders anziehend ist es, die oft sehr schönen und regelmässig geschnittenen Gesichter der Araber zu betrachten. Ihre verschmitzten Augen sind in steter Bewegung, als ob sie es keinen Augenblick lassen könnten, nach irgend einem Profitchen auszuschauen. Um so abschreckender ist es, sich plötzlich einem Menschen gegenüber zu befinden, dessen Körper von einer der furchtbaren einheimischen Krankheiten befallen ist. Hier fehlt einem armen Bettler die Nase, die ihm Hauttuberkulose geraubt hat, so dass die grässlichen Ueberbleibsel aussehen, als ob sie ihm aus dem Gesicht genagt worden wäre, dort steht einer, der nach Landessitte vor Mund und Nase ein Tuch tragen muss, da er den Aussatz hat. In seinem Fatalismus wehrt eben der Araber der Krankheit nicht und geht so oft einem langsamen, aber sichern Tod entgegen, während der weisse Arzt, den er jetzt zur Verfügung hat, welchen er aber verschmäht, ihn vor seinem Los bewahren könnte.

Pockennarbige Gesichter sind nichts seltenes, weil die Krankheit unter einer derartig zusammengepferchten und zum Teil im grössten Schmutz lebenden Bevölkerung nie erlischt und stets zahlreiche Opfer fordert. Auch Augenkrankheiten sind in ganz Tunesien in grosser Zahl verbreitet, einerseits durch Geschlechtskrankheiten hervorgerufen, andrerseits infolge des Sandes, den der Wind beständig mit sich führt und der den Augapfel aufs äusserste reizt. Wir trafen häufig Eingeborne an, die nur noch mit einem Auge sehen konnten, während das andere fast oder ganz erblindet war. Darum sind Brillen mit dunkeln Gläsern zum Schutz gegen Sand und Sonne unter der Bevölkerung keine Seltenheit mehr.

Im Gedränge und Durcheinander der engen Strassen ist es nicht möglich, die einzelnen Rassen streng voneinander zu scheiden. Einzig der Jude ist seiner hellen Gesichtsfarbe wegen sofort kenntlich. Kommt einer vom Lande, so darf man annehmen, dass er ein Berber ist. Im übrigen aber beherrschen die Araber das Strassenbild. Ich darf nicht vergessen, auch ihre Frauen zu erwähnen, die man hie und da durch die Strassen gehen sieht, um ihre Einkäufe zu besorgen. Meistens sind es Angehörige der ärmern Bevölkerungsschichten, weil die vornehme Frau den Harem selten und dann nur in Begleitung einiger Dienerinnen verlassen darf. Diese Frauen sind oft komisch anzusehen, denn ihre Leibesfülle macht ihr Gehen mehr zu einem Watscheln. Sie tragen

weite weisse Pumphosen — im Winter sollen sie deren drei bis vier übereinander anziehen —, und um den Kopf schlingen sie ein weisses Tuch. Ihr Gesicht muss aber auf der Strasse verschleiert sein. Der dichte schwarze Schleier wird über Mund und Nase gebunden und dann nochmals oberhalb der Augenbrauen über die Stirn. Daher ist vom ganzen Gesicht nur die Partie über die Augen als ein langer schmaler Schlitz frei und lässt etwas die krankhaft gelbe, verwelkte Haut dieser armen Wesen sehen, die fast nie ins Freie kommen. Augenwimpern und -brauen sind künstlich geschwärzt, da dies als besonders schön gilt. Fingernägel und innere Handfläche werden, manchmal auch bei den Männern, mit Henna, einem im Orient sehr verbreiteten rötlichen Farbstoff, bestrichen.

Wir wenden uns, so gut als möglich die Berührung mit den schmutzigen Kleidern der Eingebornen vermeidend, nach den Strassen, in denen die Verkaufsläden sind, nach den sogenannten Souks. Hier dehnt sich zu beiden Seiten Bude an Bude, einfache Räume, die die ganze Vorderseite des einstöckigen Hauses einnehmen und denen die Mauer gegen die Strasse zu fehlt. Darin hat es sich der arabische Händler bequem gemacht, hat einen Teppich oder eine Matte auf den Boden gebreitet und seine Ware um sich herum gestellt oder an den Wänden aufgehängt und sitzt, die Beine nach Landessitte untergeschlagen, gottergeben da, bis sich ein Käufer einfindet. Ist er besonders gebildet, so hat er sich noch eine Hornbrille aufgesetzt und liest seine in arabischer Schrift gedruckte Zeitung. In jeder Strasse befinden sich die Handwerker oder Verkäufer der gleichen Ware, so dass man es für den Einkauf sehr bequem hat und, passt der eine Laden nicht, gleich zum andern nebenan gehen kann. Das ist aber auch notwendig, denn in Tunesien kennt man keine festen Preise, und wer einkaufen will, muss zuerst gehörig markten und feilschen, bis er den Preis genugsam herabgedrückt hat. Um überhaupt einen Wertgegenstand, z. B. einen Teppich, zum richtigen Preise einkaufen zu können, sollte man einen halben Tag lang beim Händler sitzen. Zuerst schaut man sich einige Teppiche an, unter denen man wählen will; unterdessen bestreicht einem der Verkäufer die Hände mit Parfum. Merkt er, dass man es ernst meint mit dem Einkauf, so schickt er einen Jungen fort, um Kaffee zu holen, den man nun gemeinsam aus kleinen Tassen trinkt. Hat man im Stillen seine Wahl getroffen, so frägt man nach dem Preis des Teppichs, der natürlich viel zu hoch genannt wird. Man zuckt die Achseln, bedauernd, dass es einem die Vermögensver-

hältnisse nicht gestatten, diesen Preis zu zahlen. Vor allem aber darf man es sich nicht anmerken lassen, dass man gerade diesen Teppich wünsche und erkundigt sich darum gleichmütig nach dem Preise der andern. Zwischenhinein fängt man ein Gespräch über Familie oder Wetter an, lobt den Kaffee und die schöne Stadt und klopft beiläufig wieder an, ob der Preis noch nicht gesunken sei. Schliesslich nennt man ein Maximum, über das hinaus man nicht zahle, der Händler seinerseits gibt sein Minimum an, das selbstverständlich höher als das Maximum lautet, und zum Schluss einigt man sich im Mittelwert zwischen beiden, drückt sich befriedigt die Hand und ist froh, dass die mehrstündige Sitzung beendigt ist.

Uns Schweizern war beim Einkauf besondere Vorsicht geboten, da die Leute am Morgen unsere Ankunft in der Zeitung gelesen hatten, und als wir, jeder das Exkursionszeichen, nämlich das Schweizerwappen, im Knopfloch heranrückten, tönte uns aus allen Läden „Suisse, Suisse“ entgegen. Unglücklicherweise bezahlten einige von uns im Anfang zu rasch und zu hoch, so dass es bald in der ganzen Araberstadt bekannt war, die Schweizer dürfe man gehörig überfordern, die hätten genug Geld.

Die engen Gassen der Souks sind meistens mit einem fauligen Bretterdach oder einem Steingewölbe überdeckt. Daher herrscht ein dämmeriges Licht, in dem das orientalische Leben noch geheimnisvoller anmutet. Am reizvollsten ist es, in den Souks der Juweliere und Teppichhändler herumzustreifen, da es hier besonders farbenprächtig aussieht. In den Strassen der Handwerker herrscht grösserer Lärm, denn dort arbeiten die Verkäufer selbst. Da sieht man die Schmiede, Sattler und Schuhmacher an ihrer Arbeit. Besonders auffallend ist es, dass sie an ihren Maschinen das Rad nicht kennen und deshalb keine Uebersetzungen haben, wodurch die Arbeit viel mühsamer wird. Auch der Töpfer muss seine Hände statt der Drehscheibe zum Formen gebrauchen. An den Strassenecken sind Lebensmittelstände aufgestellt, von Scharen von Fliegen umschwärmt, und kleine Jungen, die ihr von Oel triefendes Backwerk anbieten, huschen überall herum. Auch der Schreiber fehlt nicht, der besonders den Frauen mit Rat und Tat zu Hilfe kommen muss.

Ermüdet von dem Getriebe und voller Neugierde traten wir zu Sechst in ein kleines, von Italienern betriebenes Restaurant. Wir wurden in einem Hof an den Tisch gesetzt, wo eine ganze Gruppe Juden im Kreise versammelt war, Karten in den Händen und eine Tasse Mokka

vor sich, als ob sie von uns schon den Kaffeejass gelernt hätten. Und nun tischte man uns unsern Imbiss auf: Hart gekochte Eier, gesalzene Artischocken, ungesäuertes Judenbrot und eine ganze Flasche Kirsch, von dem uns die Herren Wirte den grössten Teil wegtranken.

Von den Souks weg wandten wir uns stilleren Strassen zu, wo die Wohnhäuser der Araber standen. Hier ging man eingekeilt zwischen den weissen Mauern der einstöckigen, mit einem flachen Dach bedeckten Häuser, die nur hie und da durch eine Türe oder bei einem vornehmeren Hause, das zwei Stockwerke aufwies, durch ein Fenster mit reichem Gitterwerke unterbrochen wurden. Die meisten Häuser besitzen nämlich im Innern einen Hof, vielfach von einem Säulengang umgeben, von dem aus die Zimmer ihr Licht erhalten. Diese Bauweise hat den doppelten Vorteil, dass die Räume kühl bleiben, da die Sonnenstrahlen nicht in sie hineindringen können, und dass man vom ganzen Familienleben, entsprechend den strengen Anschauungen der Araber, von der Strasse aus nichts bemerken kann. Besonders die Frauen müssen sich hüten, sich je dem Auge eines fremden Mannes zu zeigen. Daher fällt einem der Unterschied sogleich auf, sobald man ins Judenviertel eintritt, wo das weibliche Geschlecht unverschleiert auf die Strasse tritt. Die Männer tragen dort gewöhnlich einen blauen Turban, während die Frauen, die fast noch dicker sind als die Araberinnen, sich bunte Seidentücher um den Kopf schlingen. Die sehr abergläubischen tunesischen Juden haben manche originelle Sitte bewahrt, so z. B. spuckt die ganze Familie ein neugeborenes Kind an, um es vor dem bösen Blick zu bewahren.

Da einem die reiche Innenpracht der Araberhäuser verborgen bleibt, muss man sich den Palast des Bey besehen, um einen Begriff davon zu bekommen. Decken und Wände der Säle sind mit wunderbarer Ornamentik in den leuchtendsten Farben geschmückt. Auch Teppiche und Möbel sind von einer Schönheit, dass es schwer hält, sie zu beschreiben. Vom Dache aus geniesst man eine prächtige Aussicht auf Stadt und Golf.

Am Nachmittag unseres Ankunftstages machten wir einen Ausflug nach der ehemals mächtigsten Stadt Nordafrikas, nach dem alten Karthago. Man ist sehr enttäuscht, wenn man gehofft hat, ein ausgedehntes Ruinenfeld anzutreffen, denn an Fundamenten und Mauern ist bis heute nur wenig ausgegraben worden. Ueberdies stammen diese Ueberreste nicht aus phönizischer, sondern aus römischer oder byzantinischer Zeit. Bekanntlich liess Julius Caesar die Stadt nach

ihrer ersten Zerstörung durch Scipio von neuem aufbauen, so dass schon zu jener Zeit die übrig gebliebenen punischen Mauern noch vollends vernichtet oder überbaut wurden. Einzig einige phönizische Felsengräber sind bis jetzt gefunden worden, die durch kleine Zysternen, die sie umgeben, charakterisiert werden. Der Forumshügel ist durch eine Kirche, die zum Andenken an Ludwig den Heiligen von Frankreich errichtet wurde, der hier 1270 im Kampf gegen die Araber fiel, überbaut. Daher können an diesem Platze keine Ausgrabungen vorgenommen werden, und doch wäre hier sicherlich am meisten zu finden. Die wenigen römischen Häuser, die man entdeckt hat, wurden an den Abhängen des Hügels zu Tage gefördert. Die byzantinische Zeit ist durch eine Basilika vertreten, von der die Säulenstümpfe und der den Fisch darstellende Mosaikboden erhalten sind. Angenehm überrascht wird man, wenn man nachher in das beim Trümmerfeld errichtete Museum tritt, denn hier sind alle aufgefundenen Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände, die die Ausgrabungen ergaben, ausgestellt. Auch die punische Epoche ist hier reich vertreten. Vor allem erwecken die Sarkophagdeckel aus dieser Zeit, die sehr gut erhaltene menschliche Gestalten in Reliefform darstellen, unsere Bewunderung. Den Wänden des Saales entlang stehen Gräber mit menschlichen Skeletten, in der Mitte sind unter Glas Gold- und Elfenbeinarbeiten, Münzen, Ringe und Vasen ausgestellt, die leider zu dürftig angeschrieben sind. Vor der Türe lauern Araberjungen, die ihre aus den Trümmern gewühlten Siebensachen zum Verkaufe anbieten, wobei man, wenn man Glück hat, reizende Altertümer billig erstehen kann.

Andern Tags fuhren wir in der Eisenbahn dem Süden entgegen. Die tunesischen Bahnen sind nur schmalspurig, entwickeln aber trotzdem eine grosse Geschwindigkeit und sind sogar mit Speisewagen versehen. Die Fahrt ist zunächst sehr anregend, fährt man doch noch durch fruchtbares Land. Olivenwälder wechseln mit Rebenkulturen, dazwischen liegen weite Getreidefelder, deren grüne Saat eben aufgegangen ist. Nachdem man die südlich von Tunis ins Meer vorspringende Halbinsel durchquert hat, bietet sich hin und wieder ein lieblicher Ausblick auf die blauen Fluten. Lange Zeit läuft die Strasse parallel zur Bahn, so dass man den Verkehr überschauen kann. Vor allem fällt einem auf, dass man selten einem Fuhrwerk begegnet, denn auch die Berber, die auf dem Lande vorherrschende Rasse, kennen das Rad und infolgedessen den Wagen nicht. Dies wird einem einigermassen begreiflich, wenn man bedenkt, dass vor der französischen Herrschaft gar

keine oder nur ganz primitive Strassen vorhanden waren. In den Steppen- und Wüstengebieten aber, die den grössern Teil Tunesiens ausmachen und die der Berber weglos durchstreift, wäre der Wagen ein Unding. Da treten Kamel und Esel, des Tunesiers Trag- und Reittiere, ganz natürlich an dessen Stelle, denn mit ihnen kann mühelos jede noch so schlechte Wegstrecke bewältigt werden. Als einziges Vehikel saust auf der Strasse hie und da das Automobil eines Europäers daher, das die Kamele in nicht geringe Aufregung versetzt. Vielleicht wird mit der Zeit durch die italienische Küstenbevölkerung der Wagen auch den Berbern vertraut werden.

Als es schon zu dunkeln begann, verliessen wir die Küste und fuhren dem Landinnern zu. Nun wurde das Landschaftsbild bald trostloser, indem wir aus dem bebauten Küstenstreifen ins Steppengebiet gelangten, doch raubte uns die völlig hereinbrechende Nacht die Aussicht. Gegen Mitternacht war unser Ziel, die Stadt Kairouan, erreicht, und durch eine stockfinstere, pfützen- und löcherreiche Strasse tappten wir uns zur Herberge, umringt von weissen Arabergestalten, die sich fortwährend anerboten, den Handkoffer zu tragen, um mit ihm auf Nimmerwiedersehen in der dunkeln Nacht zu verschwinden. Zum Glück fiel keiner von uns auf das Angebot herein.

Den nächsten Morgen widmeten wir der Besichtigung der Stadt, die vom europäischen Einfluss fast verschont blieb und daher nur wenige französische Häuser ausserhalb der Mauern aufweist. Bloss 135 Christen stehen hier etwa 35,000 Mohammedanern gegenüber. — Kairouan ist die heilige Stadt der Araber Nordafrikas. Sieben Wallfahrten hierhin kommen einer nach Mekka gleich. Gegründet wurde sie von Sidi Okba, dem Kalifen, der die Scharen seiner Gläubigen zuerst in diese Gebiete führte. Hier war das Standlager für die Eroberungsfahrten nach Algerien und Marokko, Spanien und Sizilien. Diese Umstände liessen die Stadt, obschon sie mitten in der Steppe gelegen ist, mächtig emporblühen, zählt sie doch allein 86 Moscheen, deren weisse Kuppeln das Dächermeer überragen. Nach aussen ist Kairouan durch eine mehr als 3 km lange Stadtmauer, die von Türmen und Zinnen gekrönt wird, eingefasst. 5 grosse Tore vermitteln den Verkehr nach dem Lande. Die Mauer selbst ist 10 m hoch und 4 m breit. Daher macht die ganze Stadt den Eindruck einer ungeheuren Festung. Je öder und stiller es draussen in der Steppe ist, um so lebhafter ist das Leben, das sich innerhalb der Mauern abwickelt. In den Souks herrscht der gleiche Verkehr wie in denen von Tunis, nur scheinen sie noch ur-

sprünglicher und in den Wertsachen weniger für den Europäer berechnet zu sein. Am meisten zieht auch hier der Souk der Teppiche an, besitzt doch der Teppich von Kairouan Weltberühmtheit. Er ist aus Wolle und zwar nur aus deren Naturfarben gewebt und reine Handarbeit der Frauen. Weiss, Gelb, Braun, Schwarz und Blaugrau sind zu den reizendsten Ornamenten zusammengestellt, die sich teilweise in den Familien von Generation zu Generation vererben. Aus den Souks hinaustretend, wenden wir uns dem Markte zu, der in verschiedenen Abteilungen längs der Stadtmauer sich befindet. Da stehen die geduldigen Kamele und Esel, hochbepackt mit Halfagras (Stipa tenacissima), das weite Strecken der Steppe bedeckt. Die Araber verarbeiten die langen schmalen Halme, von denen jährlich 50,000 Tonnen geerntet werden, zu Körben, Hüten und Matten, und diese Industrie ernährt viele Hände in Tunesien. In Europa wird das Gras zu feinen Papiersorten verwendet, am vertrautesten jedoch erscheint es uns in Gestalt des Halms in der Brissago. Ein anderer Platz des Marktes ist für den Viehhandel bestimmt. Um einen Teich schmutzigen Wassers herum verkaufen hier die Nomaden der Steppe ihre Schafe oder kleinen Rinder den Städtern für deren Lebensunterhalt.

Um uns herum hatte sich eine Menge Schaulustiger versammelt, und schliesslich kam auch der Schlangenbändiger daher, um uns eine Vorstellung zu geben. Aus einem Sack holte er zwei seiner Pfleglinge, legte sie auf die Erde und tanzte dann zur Dudelsackbegleitung, vermischt mit dumpfen Trommelwirbeln, wie besessen um die Tiere herum, eine eintönige Melodie dazu brüllend. Die Tiere hoben den Hals und züngelten, blieben aber sonst ruhig. Schliesslich packte er mit jeder Hand eine Schlange, hielt sie an seinen Kopf und rief „Voilà Messieurs“, was bedeuten sollte, dass er für ein Trinkgeld empfänglich wäre. Hierauf wurden wir in einen grossen Raum geführt, wo unser noch eine Schaustellung harrte. In der Mitte breitete man Matten aus, darauf setzten sich einige Musikanten, und von neuem begannen Dudelsack und Trommel ihre eintönige Weise. Nun wurden lange Säbel, mit Holzgriffen versehen, geholt, und wildblickende Araber mit entblösstem Oberkörper traten heran. Man hob ihnen an Armen oder Körper die Haut empor, so dass eine Falte entstand, und stiess ihnen dort die Säbel durch, einem sogar durch beide Backen. Die Musik ertönte immer lauter, und zugleich fingen die übrigen Araber an, die Opfer scheinbar noch mehr zu peinigen, indem sie mit Holzkeulen auf die Säbelgriffe schlugen, doch so, dass die Waffe nicht

weiter hineingetrieben wurde. Zudem begannen alle durchdringende schrille Schreie auszustossen, so dass ein Heidenlärm und eine so blutrünstige Athmosphäre entstanden, dass einigen von uns der Magen in die Kehle rutschte und sie dem Schauplatz den Rücken kehrten. Zum Schluss fütterte man die Säbelträger mit Glasscherben, die sie willig verschluckten. Die ganze Darbietung hatte uns aufs deutlichste den ganzen Fanatismus und die Wildheit, deren der Mohammedaner fähig ist, und den Gleichmut, mit dem er aller Schmerzen spottet, wenn es Allah so gefällt, fühlen lassen.

Den nachhaltigsten Eindruck von Kairouan hinterliess bei mir der Besuch der grossen Moschee, in deren Inneres die Franzosen bei der Eroberung Anno 1881 eingedrungen sind, um es in ein Lazarett umzugestalten. Sie haben die Moschee dadurch entheiligt, so dass man sie betreten darf, sofern man Christ ist; einem Juden würde es auch heute noch das Leben kosten. Der Bau sieht von aussen, wo er nur kahle Mauern zeigt, ebenfalls wie eine Festung aus. Im Innern dehnt sich ein ungeheurer Hof, ganz von Säulenhallen umgeben, aus. An der einen Längsseite erhebt sich das schwerfällige, aber in seiner Wuchtigkeit imponierende 40 m hohe Minarett, an die andere Seite schliesst sich die eigentliche Moschee an, ein gewaltiger Raum — die ganze Moschee bedeckt bei 124 m Länge und 75 m Breite 9000 m^2 Fläche —, in dem sich ein Wald von Säulen erhebt. Diese Säulen sind alle römischen Ursprungs, von Karthago, Sbeitla und andern Römerstädten zusammengestohlen und mehrere hundert Kilometer weit hierhergeschleppt. Denn die Moschee wurde zugleich mit der Stadt von Sidi Okba gegründet und erbaut, der als richtiger Eroberer die unterworfenen Städte als Steinbrüche zur Erbauung seiner eigenen Hauptstadt benützte. Der heutige Aufbau stammt aus dem Jahre 821, hat also das ehrwürdige Alter von 1100 Jahren. Darum ist er in seiner ganzen Anlage noch so roh gehalten und zeigt noch nichts von der Feinheit und Zierlichkeit der Moscheen Spaniens, sondern wirkt nur durch seine Wucht und Masse.

Je zwei Säulen tragen die Bogengewölbe, aus denen die Decke dieses Gotteshauses besteht. Wahllos sind sie, an Zahl gegen 440, nebeneinander gestellt, kurze neben längere, korinthische Kapitäle neben solche in der Würfelform des byzantinischen Stils. Man möchte stundenlang hier verweilen, um die Unmasse von Formen, welche die Antike hervorgebracht hat und die hier in buntem Durcheinander vereinigt sind, zu bewundern. Und trotzdem verschmelzen sie in der unge-

heuern Weite des Raumes zu einer baulichen Einheit. Von der Decke des Mittelganges herunter hängen fünf grosse Leuchter. Ein eisernes Gitterwerk bildet treppenartig Stockwerke, worauf dichtgedrängt mit Oel gefüllte Gläschen stehen, 350 auf jedem Leuchter, die an festlichen Abenden ihr mattes Licht verbreiten. Ueber den Boden sind einfache Matten aus Halfagras gebreitet, da reiche Teppiche hier stören würden. Sie werden vor uns zusammen- und weggerollt, weil wir uns der Schuhe nicht entledigt haben. Zwischen ihnen hindurch gelangen wir zur Kanzel, die eine Ausnahme in der grossen Einfachheit des Raumes bildet, denn sie stellt ein Prachtwerk der arabischen Holzschnitzerei dar. Feines Gitter- und Blätterwerk verziert das Geländer der Kanzeltreppe in grosser Mannigfaltigkeit. Einzig die Gebetsnische, das Allerheiligste der Moschee, ist ebenso reich geschmückt. In ihr werden drei schwarze Steine aufbewahrt, die man von Mekka holte. Sie sollen aus dem gleichen Gestein wie die Kaaba bestehen.

Den gedeckten Raum verlassend, überschreiten wir den Hof, in dessen Mitte eine einfache Kanzel sich frei erhebt. Merkwürdigerweise steht sie schräg zum Minarett und der übrigen Moschee. Die Araber erklären uns, dass die Moschee dem heiligen Gesetze, wonach alle mohammedanischen Kirchen in der Richtung nach Mekka erbaut werden müssen, nicht entspreche. Als Sidi Okba sie errichten wollte, brauchten seine Astronomen so lange Zeit, um die Richtung zu ermitteln, dass dem Herrscher die Geduld ausging und er eines Morgens erklärte, im Traum sei ihm der Engel Gabriel erschienen und habe ihm die Richtung gezeigt. Nach seinen Angaben wurde sofort mit dem Bau begonnen, aber wie sich dann herausstellte, ist die Lage der Moschee erheblich falsch, und nur die später erstellte Kanzel im Hofe steht richtig.

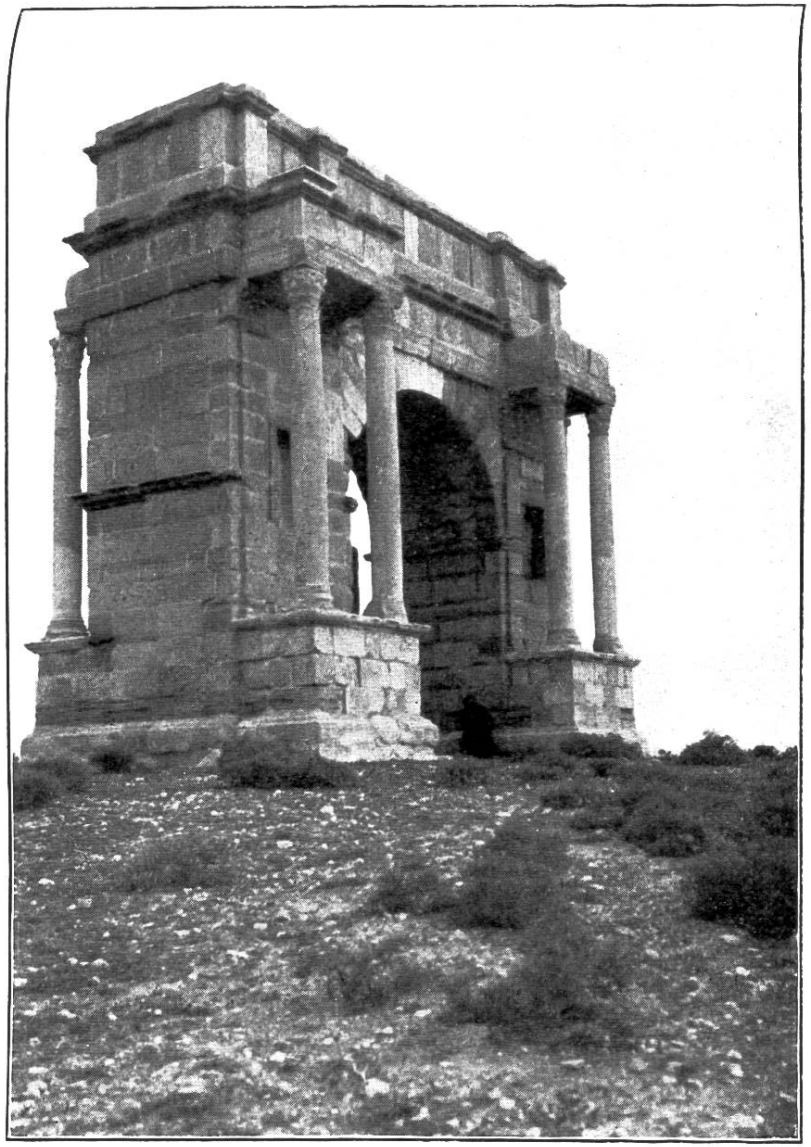
Zuletzt besteigen wir das Minarett, von wo aus ein prächtiger Gesamtanblick der Stadt sich darbietet. Bis an den Horizont schweift der Blick über die braungelbe Steppe — nur im Westen ziehen sich weit weg einige Atlaskämme hin —, und mitten drin erhebt sich unvermittelt die heilige Stadt. Ihre einzige Farbe ist weiss, Stadt- und Häusermauern, Dächer, Kuppeln, alle sind weiss und leuchten in der blendenden Sonne. Man fühlt, dass einem der Blick über dieses weisse Meer flacher Dächer und gewellter Kuppeln mit der unendlichen Ebene ewig unvergessen bleiben wird und dass man beim Worte Kairouan immer zuerst an dieses Bild denken muss.

Schon um halb 11 Uhr vormittags setzten wir uns von neuem in die Bahn und steuerten in südwestlicher Richtung weiter dem Land-

innern zu. Zuerst brachten Getreidefelder noch einige Abwechslung in die Landschaft, dann hörten auch diese auf, und der Zug sauste kilometerweit schnurgerade durch die endlose Steppe dahin, den Ketten des Atlasgebirges zu. Lange noch grüssten die Kuppeln und Minarette Kairouans über die Ebene. Hie und da weideten Schaf- oder Kamelherden, oder eine kleine Hütte, aus Ziegeln erbaut, stand bei einem magern Getreideäckerchen. Die primitiven Ziehbrunnen sind die einzige Bedingung zur Entstehung dieser kleinen Siedlungen, denn der Steppenboden ist fruchtbar, und nur die Bewässerung fehlt bis heute, um weite Getreidefelder entstehen zu lassen. Die grossen Städte wie Kairouan und Tunis erhalten ihr Wasser in langen Wasserleitungen, die irgendwo drin im Atlas durch Quellen oder ein Flüsschen gespeist werden. — Endlich beginnt das Land hügeliger zu werden, und die Bahn fängt langsam an zu steigen, um bald dem Laufe eines Flussbettes zu folgen. Der Fluss selbst ist nahezu vertrocknet und hinterlässt ein schlammiges Wässerchen. Dass er aber zur Regenzeit mit gewaltigen Wassermassen heranrücken kann, beweist sein breites und tiefes, in den roten Lehmboden geschnittenes Bett, überhaupt das ganze Tal, das er im Laufe der Zeit gegraben hat. Aus der Vogelschau müsste man ein originelles Bild der Landschaft erhalten: Im Westen die von vielen Tälern und Tälchen durchschnittenen Atlasketten, aus denen in östlicher Richtung die Flussläufe herausbrechen, die dann plötzlich, sobald sie in die Ebene hinaustreten, versiegen, so dass nur die fast topfebene Steppe übrigbleibt. Nirgends vermag sich ein Fluss durch die Ebene bis ins Meer seinen Weg zu bahnen, immer bedeutet für ihn der Austritt aus den Bergen das Ende. Das ist die natürliche Folge der Unbeständigkeit, mit der sein Wasser fliesst, denn weil er nur zur Regenzeit die Kraft zur Erosion besitzt und die übrige Zeit des Jahres trocken liegt, vermag ihn der wasserarme Steppenboden in Kürze aufzusaugen. Bald verliessen wir wieder, auf langer Eisenbrücke über den Fluss setzend, sein Bett, und die Bahnlinie mündete in einen mehrere Kilometer breiten Talgrund, der wie die Tiefebene steppenartig von Halfa bewachsen war. Die Horste dieses Grases hatten den kiesigen Boden lückenhaft besiedelt. In vielen von ihnen hatte der Wind mit der Zeit soviel Sand angehäuft, dass das Innere abgestorben war und der Horst zentrifugal immer weiter wuchs. Auf diese Art entstand die Form der sog. Hexenringe. Aber nicht nur Halfa grünte hier, sondern infolge eines anhaltenden Regens, der unserer Ankunft vorausgegangen war, hatte sich über Nacht ein

Blumenteppich ausgebreitet, der sich beeilte, seine leuchtenden Farben zu offenbaren, bevor die ausdörrende Sommersonne ihn vom Boden hinwegbrannte und der kahle braune Steppenboden mit den übrig bleibenden mattgrünen Halfahorsten wieder den Eindruck der Einöde hervorrief. Klee, Margriten, Kamillen und die Jerichorose (Asteriscus pygmaeus) waren auf dem harten kiesigen Boden emporgeblüht und bildeten in aller Eile vor der Sommerdürre ihre Samen.

Am späten Nachmittag erreichten wir Sbeitla. An den kleinen Bahnhof lehnt sich ein niederes Berberdorf, unscheinbar, klein und schmutzig. Auf der Strasse liegen in langen Reihen Kamele, schwer beladen mit Halfa, denn hier befindet sich einer der wichtigsten Ablagerungsplätze für dieses Gras, das mit der Bahn weiter zur Küste spediert wird. Hinter dem Dorf kommen wir sofort wieder in die winddurchwühlte Steppe. Ein starker Nordwest weht, während wir dem einfachen Strässchen entlang wandern. Aber schon nach wenig Augenblicken bietet sich ein Anblick, der uns den Schritt beschleunigen lässt. Mitten aus dem hier fast vegetationslosen Boden empor erhebt sich stolz und weithin ragend ein wunderschöner römischer Triumphbogen, Kaiser Diocletian zu Ehren errichtet. Einige hundert Meter weiter steht noch einer, der den Namen des Antoninus Pius trägt. Wir aber hasten weiter, denn in der Ferne, jenseits einer Bodenwelle, steht ein Forum, so prächtig, so imposant, dass es sich ruhig mit demjenigen Roms messen darf. Wohl ist es kleiner, doch ragen, wenn man das hohe Eingangstor durchschritten hat, drei hohe, in hellgelbem Stein erbaute Tempel, dem Jupiter, der Juno und der Minerva geweiht, in reiner Grösse empor. Die Säulen tragen sehr schöne Kapitäle, an einem Tempel sind sogar noch Architrav und Giebel erhalten. Zwischen Eingangstor und Tempeln ist der Boden des Vorhofs mit Marmorplatten gepflastert, die zu den breiten Treppen der Aufgänge führen. Der Vorhof selbst ist von Säulenstümpfen begrenzt, die einst wohl eine prächtige Halle getragen haben. Um das Forum herum dehnt sich ein riesiges Trümmerfeld, aus dem einzelne Säulen oder Mauerecken ragen. Jetzt erst wird es uns recht klar, woher die Araber einen grossen Teil der Säulen für die grosse Moschee in Kairouan hergeholt haben: was wir hier nicht mehr bewundern konnten, hatten wir gestern schon dort bestaunt. Seit 10 Jahren sind die Franzosen daran, die Ueberreste durch Eingeborne ausgraben zu lassen. Und sie haben schon viel zustande gebracht, denn die Fundamente und Mosaikböden von Tempeln, Theatern, Basiliken und einem Kloster aus der byzan-



No. 3. **Sbeitla. Triumphbogen des Diocletian.**

Phot. Viktor Rehsteiner.

No. 4. **Sbeitla. Korinthische Säulen.**

Phot. Viktor Rehsteiner.

No. 5. **Metlaoui. Nomadenzelt.** Phot. Prof. Dr. Rübel, Zürich.

No. 6. **Beduinenfrau beim Spinnen.** Phot. Ch. Brown, Zürich.

tinischen Zeit geben deutlichen Aufschluss über damalige Bauart. Auch Sarkophagdeckel mit vollständig erhaltenen Inschriften sind gefunden worden, ebenso ein Taufbecken, das völlig unversehrt ist. Drei Stufen führen in das in rotem, schwarzem und weissem Mosaik ausgelegte Bassin. In einiger Entfernung überquert ein Aquädukt, das noch heute die Küstenstadt Sfax mit Wasser versorgt, ein Flussbett. Der Eindruck, den mir diese Stadt, die den Namen Suffetula trug, machte, bleibt einer der nachhaltigsten, die ich in Tunesien empfangen habe, wohl darum, weil das unvermittelte Auftauchen der Tempelgruppe aus der Einöde der Steppe heraus in selten deutlicher Sprache von Einst und Jetzt redete. Zur Römerzeit muss das Land weit im Umkreis bebaut gewesen sein, ja man darf ruhig behaupten, dass ganz Tunesien bis zum Wüstengürtel kultiviertes Land war. Daher konnte auch in dieser Gegend eine so grosse Stadt wie Suffetula entstehen. Die Araber jedoch liessen die Bewässerungsanlagen zerfallen, und von neuem breitet sich die öde Steppe aus wie vor der römischen Kolonisation. Es wird noch lange Zeit dauern, bis die Franzosen so weit in der Bebauung fortgeschritten sind, wie es die Römer waren.

Abseits von den Ruinen hatten sich einige Beduinen (Berber) für kurze Zeit niedergelassen, die nomadisierend von Ort zu Ort zogen, denn ihre Schafe, Esel und Kamele fanden hier genügend Nahrung. Ein grobes braunes Tuch war zeltartig sehr nieder über den Boden gespannt, damit es dem Wind keine grosse Angriffsfläche bot; darum herum bildeten dürre, in den Boden gesteckte Oleanderzweige eine Hecke. Bei unserm Nahen traten Männer, Frauen und Kinder vor das Zelt und betrachteten uns ohne Scheu. Die Männer waren in ihren Burnus gehüllt, die Frauen aber trugen ein blaues Kleid, das aus einem Stück bestand und um die Hüften mit einem Tuch, an den Achseln mit Spangen befestigt war. Sie waren gemäss der Sitte der Berber unverschleiert, so dass man die schönen Augen in dem braunen, oft hübschen Gesichte sah. Hals und etwa auch Wangen zeigten blaue Tätowierungen, an den Ohren baumelte schlangenartiger Schmuck, die Arme trugen Ringe. Sogar die kleinen Kinder wurden mit einigem Schmuck behangen. Die Geräte dieser Leute waren äusserst primitiv und doch wieder kunstvoll zusammengesetzt, wenn man in Betracht zieht, wie wenig Hilfsmittel ihnen zur Verfügung stehen. Die Frauen woben eben an einem Teppich. Die Kette war in der Länge von etwa 10 m vor dem Zelte an Pflöckchen befestigt. Da das Webschiffchen unbekannt ist, musste der Schuss von Hand in langsamer und mühseliger

Arbeit hindurchgezogen werden. — Diesen Beduinentypus trafen wir später in ganz Südtunesien wieder an, sowohl in den Oasen als auch im Bergland südlich von Gabès. Stets trugen die Frauen blaue Kleidung.

Um 11 Uhr nachts endlich konnten wir unsern Zug besteigen und die Fahrt fortsetzen. So gut es ging, legte man sich auf den Bänken oder dem Boden zum Schlafen hin. An Landschaftsbildern gab es nichts zu versäumen, denn die Halfasteppe hielt weiter an. Um 5 Uhr früh, als kaum der Morgen dämmerte, hiess es umsteigen, da wir in das Netz einer andern Eisenbahngesellschaft kamen. Die Fahrt wurde jetzt abwechslungsreicher; es galt, die letzten Atlasketten zu durchqueren, um in die Wüste hinauszugelangen. Die Schlucht des Oued Tseldja nahm den Zug auf. Die Sonne beschien erst die obersten Partien der gelben Sandsteinfelsen, die steil, wie in einem Cañon, zum Flussbett abfallen. Etwa 15 m über dem Wasserspiegel ist in die Steilwand der Schienenstrang eingebaut. Es ist erstaunlich, dass er nicht fortwährend verschüttet wird. Schliesslich versperren hohe vorspringende Felsen dem Fluss den Weg und zwingen ihn zu Krümmungen. Die Bahn überwindet das Hindernis mittels mehrerer Tunnels. Die Durchfahrt ist hier nicht ungefährlich, denn noch 1921 haben in der wilden Schlucht Beduinen einen Zug überfallen, Zugführer und Heizer getötet und einen Geldtransport geraubt. Endlich liegt der letzte Tunnel hinter uns, und sanft abwärts geht es in die Ebene, in die Wüste hinunter, die sich gelbbraun vor uns ausdehnt. Bald hält der Zug in Metlaoui, einer der wichtigsten Ansiedlungen des modernen Tunesiens.

In der Nähe von Metlaoui war es, wo die Franzosen 1886 eine riesige Quelle des Reichtums auffanden, nämlich ein Lager von *Tricalciumphosphat*. Dieses Phosphat wird in der ganzen Welt und namentlich in Europa in grossen Mengen als Düngmittel verwendet, und da die französischen Kolonisatoren nicht zögerten, diese und andere benachbarte Phosphatlagerstätten in grossem Maßstabe auszubeuten, kann heute ein grosser Teil des Bedarfs der europäischen Landwirtschaft an phosphorsaurem Kalk durch die Ausfuhr aus Tunesien bestritten werden. Metlaoui und die in seiner Nähe liegende Mine *Redeyef* wurden 1899*) durch eine Bahn direkt mit dem Meere verbunden und lieferten 1921 mehr als einen Drittel der Gesamtausfuhr Tunesiens, nämlich 1,455,000 Tonnen im Werte von 72 Millionen Franken. Es

*) Die Zahlenangaben über die Phosphatindustrie sind zum grossen Teil Herrn Prof. Wehrlis Reisebeschreibung „Eine Reise nach der tunisischen Sahara", Neue Zürcher Zeitung, Mai/Juni 1923, entnommen.

ist daher einleuchtend, dass die Phosphatminen die heutige Bedeutung Tunesiens in wirtschaftlicher Beziehung und den Nutzen, den Frankreich aus dem Lande zieht, in erster Linie bedingen. Man nimmt an, dass diese Phosphatlager aus den Ueberresten einer Tierwelt entstanden sind, die in der ältesten Tertiärzeit, dem Eocän, in einem sich hier ausdehnenden Meere lebte. Die Tatsache, dass man unter dem Phosphat gelegentlich Saurierwirbel und massenhaft Haifischzähne neben Koprolithen findet, scheint diese Hypothese zu bestätigen.

Eine geologische Abteilung aus unserer Mitte hatte Gelegenheit, eine der drei Minen von Metlaoui zu besichtigen, und erzählte uns nachher allerlei Interessantes. Die Mine erstreckt sich in nördlicher Richtung in den Berg hinein. Nachdem man bei der Einfahrt die obersten Gesteinsschichten horizontal durchquert hat, stösst man auf die Phosphatschicht, die langsam nach Norden ansteigt. Bis jetzt ist sie 4 km weit in einer Breite von 10 km ausgebeutet worden. Die Decke besteht aus festem Kalkstein, weshalb sie fast gar nicht gestützt werden muss. 3000 Einheimische sind beschäftigt, die Sprengungen und den Transport ans Tageslicht zu besorgen. Die heutige Arbeitsstätte wird voraussichtlich noch Material für 30 Jahre liefern. Nach ihrer Erschöpfung stehen weitere Lager zur Verfügung. Unter dem Flötz liegt noch eine Schicht, die des Abbaues harrt. Die Mine endigt nach oben in einem Antiklinaltal, einem Tal, das quer zu ihr verläuft. Dorthin wird die verbrauchte Luft durch schwach ansteigende Stollen abgeleitet. Für neue Luftzufuhr sorgt der natürliche Luftzug, unterstützt von Pressluftbohrern. Auf der andern, nördlichen Seite des Tales fallen die gleichen Schichten ab, wie sie von Süden her ansteigen, so dass sich auch dort noch grosse Phosphatlager befinden. Alles in allem bergen die Lager von Metlaoui noch Material für Jahrhunderte.

Das zu Tage geförderte Phosphat enthält so wenig fremde Bestandteile, dass es keiner Reinigung mehr bedarf. Dagegen muss es noch getrocknet werden. Dies geschieht einerseits, besonders im Winter, in gasgeheizten Röhren, andrerseits direkt durch die Sonne auf offenem Boden. Auf eine weite Fläche verteilt, muss es von Zeit zu Zeit gewendet werden. Auch die andere Mine von Redeyef liefert ihre Ausbeute zur Trocknung hierher. Wir alle hatten Gelegenheit, dieses Umpflügen zu sehen. Das zum Trocknen des Phosphats bestimmte Areal ist von 13 parallelen Geleisen durchzogen, auf denen Maschinen mit 12 m weit ausgreifenden Seitenarmen elektrisch betrieben hin- und hersausen. Diese Maschinen besorgen zugleich das Verteilen und Wieder-

einschaufeln des Phosphats. Ein anderer Teil wird von Eingebornen, die einen vom Pferd gezogenen Pflug lenken, umgewendet. Die Maschinen sind von den Ingenieuren Metlaouis erfunden und in den dortigen Werkstätten erstellt worden. Zur Verladung in die Eisenbahnwagen wird das getrocknete Mineral mittels Rollwagen oder Eimern, die an einer unendlichen Kette laufen, in die grossen Silos geschüttet. Untendurch führt ein Tunnel, in den der leere Zug hineinfährt, und durch verschliessbare Oeffnungen der Tunnelmauer rutscht das Phosphat in die Wagen. Als wir die Werke besahen, wurden täglich 4000 Tonnen verladen, die 400 Wagen füllten. Doch herrschte kein Vollbetrieb. Für die Arbeiten ausserhalb der Mine werden 1400 Leute, meist Eingeborne, beschäftigt. Die Beschäftigung ist sehr ungesund, denn das getrocknete Phosphat zerfällt in Staub und verunreinigt die Luft beim Umpflügen und Verladen in hohem Masse. Dazu kommt der stete Wind; seine Stärke betrug am Tage unserer Besichtigung acht Sekundenmeter.

In der Nähe von dieser Stätte intensiver Arbeit liegt das Eingebornendorf Metlaoui. Von hier aus unternahmen wir einen Ausflug in die Wüste, die von allen Seiten an die Ansiedlung grenzt.

Unter Wüste versteht man gewöhnlich eine Trockenwüste, also ein Gebiet, das infolge mangelnder Feuchtigkeit keinen vollen Pflanzenwuchs aufweist. Die Niederschläge bleiben monatelang aus, um dann plötzlich wolkenbruchartig hereinzubrechen. Viele Wüsten, auch die ganze Sahara, sind durch die Trockenheit des herrschenden Windes bedingt. Das Gebiet der Sahara wird jahraus, jahrein vom Nordostpassat überweht, der sehr feuchtigkeitsarm ist. Den feuchten Mittelmeerwinden stellt sich der Atlas entgegen und fängt ihnen den Regen ab. Aus diesem Grunde beginnt gleich südlich vom Atlas die Wüste, deren Vegetationsarmut demnach nicht durch Unfruchtbarkeit des Bodens verursacht wird. Die Wüstenerde ist im Gegenteil im Grossen und Ganzen fruchtbar. Den Beweis dafür liefern die Oasen, die überall dort entstehen, wo Wasser den Grund befeuchtet.

Die Begriffe „Wüste“ und „Steppe“ sind schwierig von einander abzugrenzen. Heute scheint man sich dahin geeinigt zu haben, dass man den Boden, der unter 50 Prozent Pflanzenwuchs aufweist, zur Wüste rechnet. Wüste und Steppe gehen daher ineinander über.

Gewöhnlich stellt man sich unter der Sahara eine wellenförmig gestaltete Fläche von Sanddünen vor. Dieses Bild ist nur beschränkt richtig, da bloss ein Fünftel der ganzen Sahara aus dieser *Sandwüste*

besteht. Drei Fünftel sind *Felswüste*, und der Rest ist *Kies-*, *Salz-* und *Tonwüste*.

Um Metlaoui herum erstreckt sich eine Kieswüste von 50 km Breite, die teils eben, teils von ausgetrockneten Flussläufen durchschnitten ist, welche Täler und Hügel entstehen lassen. Sie wird dadurch charakterisiert, dass der Boden von einer festen Kruste bedeckt ist, in und auf welcher zahllose Steine, meist Kiesel, liegen. Die Kruste ist der Rückstand des kalkhaltigen Grundwassers, das kapillar aufsteigt und verdunstet. Die Verdunstung ist sehr gross; sie soll in manchen Wüstengegenden bis 160 mal so stark als die Niederschlagsmenge sein. Die Kruste deutet immer auf darunterliegendes Wasser, das eventuell unter Druck steht; gräbt man in diesem Fall bis aufs Wasser, so spritzt dieses in die Höhe. Das sind die artesischen Brunnen, die jetzt von den Franzosen gegraben werden.

Die Luft enthält sehr viel Staub, besonders wenn längere Zeit kein Regen gefallen ist. Es sei nur daran erinnert, dass die wunderschönen Farben, die ein Sonnenuntergang in der Wüste hervorzaubert, nicht durch Regen-, sondern Staubwolken entstehen. — Ueber den Boden hin fegt der stete Wind unaufhörlich Sandkörner, die er viele Kilometer weit mit sich treibt, so dass man von einem wahren Sandgebläse sprechen kann. Es fehlt eben eine genügend starke Vegetation, die Sand und Staub zurückhalten könnte. Erst in der dichter bewachsenen Steppe werden sie abgeladen und bilden dort die Lösslager. Das Sandgebläse ist von ungeheurer Wirkung; alles, was ihm Widerstand bietet, wird von ihm angegriffen und langsam zerstört. Die Eisenschienen der Bahnen, die bis an den Wüstenrand führen, werden mit der Zeit so stark abgeschliffen, dass sie ersetzt werden müssen. Die Oberfläche der Steine in der Kieswüste wird fein poliert und ziseliert. Die kleinen Steine, die mitrollen, erhalten zuletzt Ei- oder Kugelform. Auch die Pflanzen werden in starkem Masse angegriffen. Die Aeste der Sträucher sterben auf der Windseite ab, und nur auf der Seite des Windschattens bleibt das Gewebe lebendig. Daher sahen wir Aeste, die von oben bis unten in der Richtung, aus der der Wind wehte, einen messerförmig zugeschärften Ansatz abgestorbenen Holzes aufwiesen, so dass ihr Querschnitt nicht mehr rund, sondern gleich einem Keil in die Länge gezogen und zugespitzt war. — Ueberall, wo sich ein Windschatten bietet, hinter Pflanzen, Steinen, Erdwellen etc., häuft sich der Sand an. In den kleinen Tälern und Mulden um Metlaoui hatten sich stets Ansammlungen von Flugsand gebildet,

deren Oberfläche fein gewellt war. Unablässig fegte der Wind neue Körner hinzu und trug bereits abgelagerte wieder mit sich fort. Die gewaltigen Sandmassen der Sahara sind dergestalt immer in langsamer Umformung begriffen.

Die Lichtintensität ist in der Wüste sehr herabgesetzt infolge der staubgesättigten Luft, aber die Sonnenstrahlung ist dafür bei der geringen Bewölkung von langer Dauer. Sehr gross sind die Temperaturunterschiede. Der Boden kann sich am Tage bis 70° C erwärmen, strahlt jedoch in der Nacht sehr stark aus. Daher geht die Abkühlung rasch vor sich. Zeugen davon sind in der Kieswüste die zahllosen zersprungenen Steine, die mit lautem Knall auseinanderplatzen.

Auch hier begegneten wir einigen Beduinenzelten, bewacht von weissen Hunden, die uns tüchtig anbellten. Man konnte kaum begreifen, dass die Schafherden noch genügend Nahrung fanden an den bescheidenen Pflanzen, die zerstreut inmitten der Steine der Wüstenkruste entsprossen. Sträucher waren in einem Umkreis von mehreren Kilometern um Metlaoui überhaupt nicht zu finden, weil sie von den Einwohnern als kostbares Brennmaterial zusammengesucht und auf dem Markte kiloweise verkauft wurden. In einer bewässerten Senke war Getreide gepflanzt. Als originellste Wohnstätte trafen wir bei einer Nomadenfamilie eine in den Boden gegrabene Höhle.

Von Metlaoui aus hat die Phosphatbahngesellschaft noch ein halbes Hundert Kilometer weiter ein Geleise bis in die ersten Oasen erstellt, auf dem wir am folgenden Morgen durch die Wüste sausten, zuerst ziemlich eben, dann langsam eine Hügelwelle ansteigend. Von der Höhe aus bot sich ein zauberhafter Anblick. In südlicher Richtung dehnte sich bis an den Horizont eine Salzwüste gleich einer blauen Meeresfläche, der *Chott el Djerid,* den wir zu durchqueren gedachten, und an seinem Rande waren zwei grosse dunkelgrüne Flecken sichtbar, die ersehnten Oasen. Bald endete unsere Bahnfahrt in der entfernteren, der Oase Tozeur.

Gleich vom Bahnhof weg gelangt man in die Ansiedlung, die auf trockenem Boden am Rand der Palmenoase erbaut ist, denn Oasenboden wäre für Häuserbau viel zu kostbar. Die Häuser sind aus Lehmziegeln errichtet und mit Ornamenten, die durch verschiedenes Legen der Ziegel entstehen, eigenartig verziert. Das sonndurchglühte Dorf, von einem Minarett überragt, hebt sich in seiner gelben Farbe kaum vom Wüstenboden ab, dafür um so mehr vom Palmen-

grün. Die Gassen sind eng, oft überwölbt, um Schatten zu spenden. Reges Leben herrscht morgens und abends auf dem Markt, dessen Boden übersät ist von allen möglichen Dingen, die des Verkaufes harren. Vor allem lagern sich hier die Gemüsehändler, und zwischen Rüben, Salat und Haufen von Früchten liegen die müden Kamele. In der Mitte des Platzes sprudelt ein Brunnen, der ständig von Frauen und Kindern mit ihren Tonkrügen und zusammengebundenen Schaffellen umlagert ist. Er wurde von den Franzosen durch Graben eröffnet, um den Einwohnern den weiten Weg zum Oasenbach zu ersparen. An der Peripherie sind hohe Markthallen erbaut, in denen die Bäcker und Metzger tätig sind.

Wer beim Betreten der eigentlichen Oase erwartet hat, sich in einem Palmenwald von üppigstem Grün zu befinden, ist gewiss gründlich enttäuscht, denn das Grün der Bäume ist matt und staubig. Aber in der trostlosen Grellheit der angrenzenden Wüste wirkt es doch erquickend. Man darf nie vergessen, dass in diesem Lande Form und Farbe einfach, aber gross gehalten sind und alle Feinheiten unserer heimatlichen Natur in dieser Umgebung eher stören würden.

In Tozeur sollen 420,000 Dattelpalmen stehen. Die Oase ist sehr gross, und zur Durchwanderung benötigt man einer guten Stunde. Von diesen Palmen, deren Datteln ihre Hauptnahrung bilden, ernähren sich 14,000 Eingeborne. Es sind aber keine Früchte, wie wir sie kennen, da diese zur täglichen Nahrung zu süss wären und darum nur für den Export gezogen werden. Der Araber will für sich eine mehlige Frucht. Zur Ernährung der Kamele wird eine noch schlechtere Sorte gepflanzt. Fast alle Palmen sind weibliche Bäume. Die männlichen werden, sobald die Staubgefässblüten gebildet sind, ihrer Wedel beraubt und diese auf dem Markte verkauft. Der Käufer klettert damit auf eine seiner weiblichen Palmen, bindet den Wedel oben fest, und der Wind besorgt die Bestäubung. So wird eine Ersparnis an männlichen Bäumen bewirkt, deren Platz mit fruchttragenden weiblichen bepflanzt werden kann. Sorgfältige Bewässerung ist unerlässlich. Um den Stamm herum wird in dichter Lage Kamelsmist angehäuft. Den Raum zwischen den Palmen verwendet man zum Getreide- oder Gemüsebau. Da wachsen Rüben, Bohnen, Salat, Spargel, Artischocken, Spinat, Rettiche, Lauch und andere Gemüse. Auch Pfirsichstauden, Bananen, Aprikosen, Feigen, Oliven, Granatäpfel und die schwarzen Maulbeeren nebst der Weinrebe werden gepflanzt und gedeihen als halbhohes Unterholz. Leider waren die Früchte nicht reif, so dass uns

umsonst der Mund wässerte. Der Reichtum des Oasenbewohners wird nach der Anzahl Palmbäume berechnet, die er besitzt, denn die ganze Oase ist unter die Einwohner der Randdörfer aufgeteilt. Der reiche Besitzer bewirtschaftet gewöhnlich seinen Boden nicht selbst, sondern verpachtet ihn mit der Bedingung, dass der Ertrag halb und halb geteilt werde. Er selbst lässt es sich wohl sein und sitzt Tag für Tag irgendwo plaudernd und rauchend am Markt im Schatten einer Mauer. Ausser den Datteln liefern ihm seine Bäume auch ein erfrischendes Getränk, nämlich den Palmwein. Dieser ist nichts anderes als der milchige Saft der Bäume; er schmeckt sehr süss und wird gewonnen, indem der Araber in den Wipfel eine Kerbe schneidet und dicht darunter einen Tonkrug aufhängt, der sich nun langsam füllt.

Die Ursache des ganzen Pflanzenlebens der Oase sind die Quellen. Tozeur besitzt deren 194, die zusammen etwa 750 Liter Wasser in der Sekunde liefern. Das Wasser durchströmt in breiten Bächen kreuz und quer die Oase. Den Ufern entlang führen Wege, an deren Seiten hohe Lehmwälle aufgeworfen sind. Auf der obern Kante dieser primitiven Mauern steckt ein verdorrter Palmwedel am andern. Das ist die Art und Weise, mit der ein Garten gegen Weg oder Nachbarbesitz abgegrenzt wird. Darum sieht der Wanderer nur über sich die fächerigen Palmwipfel, der Blick in das Pflanzenparadies der Gärten ist ihm verwehrt, wenn er nicht die Lehmmauer ersteigt. Hie und da lichten sich die Bäume, und das niedere Kuppelgrab eines Heiligen, eines Marabout, wie ihn der Araber nennt, vervollständigt das Bild. Heilig ist, wer die Wanderung nach Mekka vollbracht hat. In einer andern Lichtung werden Lehmziegel verfertigt, die man vor dem Brennen an der Sonne trocknet. Als Brennmaterial dienen mühsam von allen Seiten zusammengesuchte Sträucher.

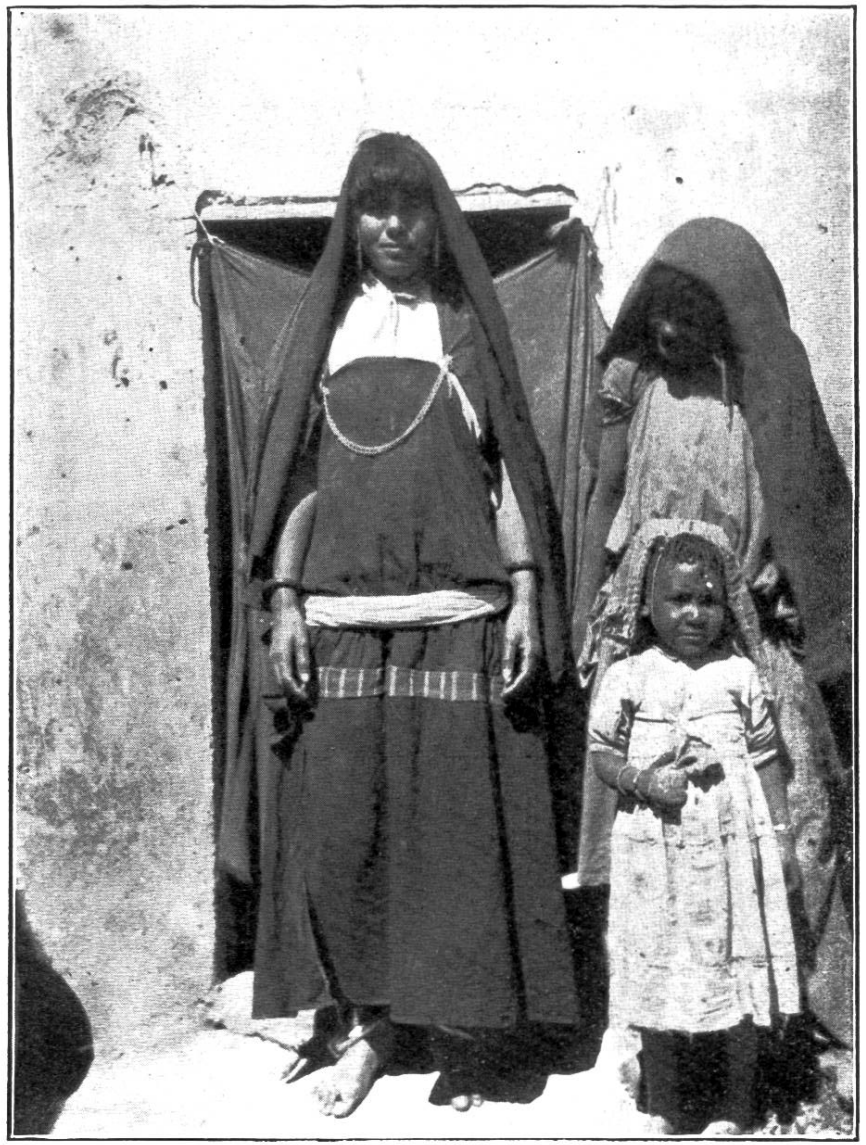
Am Bache spielt sich stets ein grosser Teil des Eingebornenlebens ab. Männer und Frauen benützen fleissig das lauwarme Nass zum Baden oder waschen ihre Kleider mit oder ohne Seife, auf einer in das Wasser gebauten Schwelle stehend, um sie nachher am Ufer zum Trocknen auszubreiten. Kinder kommen auf ihrem Eselchen geritten und füllen ihre Tonkrüge, wobei es ihnen gleichgültig ist, dies gleich unterhalb einer Waschstelle zu besorgen. Viel Zeit erfordert täglich die Bewässerung der Gärten. Wie im Wallis bekommt jedes Feld täglich sein Quantum Wasser zugemessen. Bei diesem wichtigen Geschäft sind immer einige Männer zugegen, die um die Wasseruhr, einen einfachen Topf mit einem Loch im Boden, herumsitzen und sich auf die Finger

No. 7. **Moschee in Tozeur.** Phot. Dr. Holliger, Wettingen.

No. 8. **Bach in Nefta.** Phot. Ch. Brown, Zürich.

No. 9. **Tozeur. Oasenbach.**

Phot. Viktor Rehsteiner.



No. 10. **Médenine. Berberfrau mit Kind.**

Phot. Ch. Brown, Zürich.

schauen. Sobald der Topf leer gelaufen ist, wird das Wasser wieder in einen andern Garten geleitet.

Die Jungen Tozeurs liessen es sich angelegen sein, uns bei unsern Spaziergängen durch die Oase zu begleiten und uns so viel zu erklären, als sie selbst wussten. Viele von ihnen hatten nämlich in der Schule schon ordentlich französisch reden gelernt. Ueberhaupt waren wir erstaunt über ihre Kenntnisse. Einer fragte mich einmal, auf meine Uhr zeigend: „C'est ce qu'on fait dans le Jura, c'est entre la Suisse et la France." In der Geographie Frankreichs waren sie besser bewandert als mancher von uns. Die meisten dieser Knaben hatten den Wunsch, später einmal nach Tunis auf eine höhere Schule gehen zu können, um dort weiter zu studieren. Ausser ihnen begleiteten uns stets einige ihrer Kameraden, die nur arabisch sprachen. Wie aufgeweckt und intelligent, aber auch wie frühreif die Araberjungen sind, erfuhr ich später nochmals in der Oase Gabès. Dort machte ich die Bekanntschaft eines 12jährigen Bengels, der mich einlud, mit ihm in seinen Garten in der Oase zu kommen. Unterwegs erzählte er mir, dass sein Vater gestorben sei und die Mutter ihn verlassen habe, so dass er nun allein lebe. In die Schule könne er wegen Geldmangels nicht mehr gehen. Er ernähre sich von den Erträgnissen seines Gartens, den ihm aber sein Schwager jetzt streitig machen wolle. Deshalb habe er mit ihm einen Prozess angefangen, der schon monatelang daure. Nachts schlafe er in seinem Besitztum, wo er sich um den Stamm einer Palme aus Wedeln eine zeltförmige Hütte gebaut habe. So könne er stets die Diebe verjagen, die er mit einer Pistole schrecke. Diese schien mir zwar nicht mehr in gebrauchsfähigem Zustand zu sein. Bei ihm angelangt, zeigte er mir alle seine Gewächse, gab mir unreife Oliven zu essen und kaufte für mich von einem andern Jungen Palmwein. Er trat in allem so selbstsicher auf, als ob er schon erwachsen wäre.

Eine lustige Episode ereignete sich, als einer von uns, durch das sich im arabischen Gespräch der Jungen einige Male wiederholende Wort Cheib belustigt, diesen wiederum Cheib zurief. Die Buben blieben die Antwort nicht schuldig, froh, nun ein Wort aus unserer Sprache zu kennen. Bald mischte sich auch noch Chog darein, und sobald sich nur ein Europäer sehen liess, tönte ihm von allen Seiten Chogecheib oder sogar Schwicheib entgegen. Verdutzte Gesichter machten sie, wenn wir ihnen Cho-Cheib zur Antwort gaben, was im Arabischen bedeutet: Dein Bruder ist ein schlechter Kerl. Wenn später wieder

ein Schweizer nach Tozeur kommt, wird er sich wundern, mit Lauten seiner Heimatsprache angerufen zu werden.

Am Abend traten wir im Dorf aus Neugierde in die Bude eines arabischen Coiffeurs. An der Wand hing ein grosser Rahmen, in dem die Bilder aller Staatsoberhäupter zu sehen waren. Die Schweiz war durch Bundespräsident Deucher vertreten. Der Coiffeur war besonders gut über das Schweizer Militärwesen informiert und wusste, wie lange bei uns die Infanterie- oder Kavallerierekrutenschule dauert. Er habe das von der Tochter des Mannes, der in der Schweiz die Getreidepreise mache, erfahren!

Wir versäumten nicht, durch die ganze Oase und gegen den Chott el Djerid hinauszuwandern. Die Palmen wurden seltener, schlossen sich zu kleinen Gruppen zusammen und hörten schliesslich ganz auf. Auch das Unterholz setzte aus, die Bäche versiegten, der Boden zeigte immer mehr kahle Stellen und wurde salziger. Nur noch salzliebende Pflanzen harrten aus, am meisten wagte sich Salicornia fruticosa vor, deren Individuen sich zu Büschen gemeinsam zusammenschlossen.

Hier am Saume der Wüste, wo die Pflanzen einen beständigen Kampf um ihre Existenz führen, lernt man das schaffende Leben, das in ihnen wohnt und sie auf unendlich viele Arten den Unbilden der Wasserarmut und Hitze trotzen lehrt, wahrhaft bewundern. Pflanzen, die den verschiedensten Familien angehören, haben hier gelernt, die gleiche Art der Anpassung anzunehmen und auf diese Weise einander sehr ähnlich zu werden (Convergenz).

Ganz scharf scheiden sich die Wüstenpflanzen in zwei Gruppen.*) Die einen fliehen die Trockenheit, blühen nur in Regenperioden rasch empor, um bei Eintritt der Dürre ebenso rasch zu verschwinden. Unterdessen haben sie wohlgeschützte, ausdauernde Samen gebildet, die, im Boden liegend, bis zur nächsten Regenzeit überdauern (Therophyten). Andere Samen verbleiben in der geschlossenen Frucht, die sie vor Austrocknung schützt und sich erst bei Befeuchtung öffnet (Asteriscus pygmaeus). Wieder andere leben als unterirdische Wasserspeicher in Form von Zwiebeln und Knollen und beginnen bei Regenfall zu knospen. Auf diese Art hatte sich der Blumenteppich der Steppe von Sbeitla gebildet, der unser Auge so sehr entzückte. Zu dieser Gruppe sind auch die Flechten und Moose zu zählen, die nach vollständiger Austrocknung wieder weiterwachsen, sobald sie befeuchtet werden.

*) Nach Prof. C. Schröter „Die Trockenwüste und ihre Pflanzenwelt", einem an die Kursteilnehmer der Volkshochschule Zürich verteilten Blatt.

Die andere Gruppe benimmt sich viel mutvoller, indem sie nicht der Trockenheit weicht. Nur bei dieser Abteilung ist die Convergenz zu beobachten. Vor allem müssen diese Pflanzen darauf bedacht sein, auf welche Art sie das spärliche Wasser aus dem Boden ziehen können. Sie bewirken dies einerseits durch hohen osmotischen Druck, der bis 100 Atmosphären (Pegamum harmala) steigt, andrerseits durch tiefgehende, zum Grundwasser reichende Wurzeln oder solche, die weit ausgreifend das oberflächliche Bodenwasser ansaugen. Die Verdunstung suchen sie sehr verschieden herabzusetzen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Durch Kantenstellung der Blätter zur Sonne oder durch Reduktion der Blätter, wobei der Stengel die Assimilationstätigkeit übernimmt. So entsteht die Form der biegsamen Rutensträucher (Retama retam), die noch dadurch bemerkenswert ist, dass sie fast von jeder Sandanhäufung verschont bleibt, weil die Ruten mit dem Winde gehen. Bei allen Pflanzen, die dem Winde einigen Widerstand entgegensetzen, findet man nämlich diese Anhäufung. Auch Einrollung (Halfa und andere Gräser) oder Abwerfen der Blätter zur Trockenzeit vermindert die Verdunstung. So sahen wir in Tozeur Zizyphus spina Christi, einen weitastigen Baum, der in der Trockenperiode alle Blätter verliert. – Viele Pflanzen greifen zur Wasserspeicherung. Dieses Mittel hat schon die erste Gruppe angewendet, aber dort waren es im Boden ruhende Organe, während es hier tätige grüne Organe sind, die speichern. Es können dies einzelne Zellen sein, die schleimbildend das Wasser zurückhalten, oder es werden richtige Wassergewebe in Stengel und Blatt erzeugt. Eine dritte Methode lässt die ganze Pflanze einen saftigen Charakter annehmen und sie zur Saftpflanze werden (Salicornien, Anabasis aphylla). Hier besonders ist die Convergenz gross, da die Pflanzen der verschiedensten Arten eine täuschende Aehnlichkeit aufweisen. — Ein weiterer charakteristischer Zug der Wüstenpflanzen besteht endlich darin, dass sie als Stütze nicht den Turgor, sondern Zellulose und Holzstoff gebrauchen (Halfa). Was bei uns Kräuter sind, sind dort Sträucher. Dadurch wird ein doppelter Schutz gegen die schädigenden Wirkungen der Trockenheit und des Sandgebläses bewirkt. Die Aeste dieser Sträucher stehen halbkugelartig auf gleicher Höhe infolge des Windes. Jeder Ast macht für den andern einen windstillen Raum, in dem die Blätter gedeihen. Aussen sterben diese ab, von innen her wachsen sie aber von neuem nach. — Einen stetigen hartnäckigen Feind dieser Vegetation bilden die Tiere, z. B. die Kamele, die oft bei einer Wüstenwanderung auf sie allein zur Ernährung an-

gewiesen sind. Alle Abwehrmittel wie Dornen oder unangenehmer Geruch oder Giftstoffe nützen nicht durchwegs; ihr wirksamstes Schutzmittel ist das vegetative Reproduktionsvermögen, das sie das Abgefressenwerden ohne Schaden ertragen lässt.

Von Tozeur aus sollte die Durchquerung des Chott el Djerid, der grossen Salzwüste im Süden, vor sich gehen und zwar auf dem Rücken eines Kameles. Um uns an die Eigenart des Rittes etwas zu gewöhnen, wurde zuerst eine Expedition nach der 25 km in westlicher Richtung entfernten Oase Nefta unternommen. Als wir am frühen Morgen vor die Türe des Hotels traten, war der Platz davor dicht mit liegenden Kamelen übersät, bei denen die Treiber standen, um uns beim Aufsteigen behilflich zu sein. Jeder trat zu irgend einem Tiere heran, dem er sich anvertrauen wollte, und musterte seinen künftigen Untergebenen mit kritischen Blicken. Was einem am wenigsten gefiel und, wie sich später herausstellte, mit Berechtigung schlimmen Vorahnungen rief, war der Sattel, der über den einzigen Höcker des Tieres gebunden war. Ein weiter flacher Sack, mit Halfagras oder Stroh gestopft, oder einfach eine Halfamatte hutartig über den Höcker gelegt, war alles. Als Haltegriff für die Hände lag ein Holzjoch flach auf, so dass man sich auf die hintere, schon abfallende Seite des Höckers zu setzen hatte. An den Seiten baumelten Steigbügel aus Halfastricken, und eben solche Seile dienten als Zügel. Vorsorglich hatte jeder als Unterlage Pelerine, Decken, Mantel, Luftkissen oder einen Sack voll gebrauchter Wäsche mitgebracht und breitete alles kunstvoll auf dem kärglichen Sattel aus. Aufsteigen durfte noch niemand, denn sobald einer sitzt, richtet sich das Kamel auf und die andern schnellen ebenfalls, gleichviel ob mit oder ohne Reiter, in die Höhe. Als jeder bereit war, ertönte das Kommando „Auf die Kamele", und alles schwang sich rasch auf sein Deckenpolster. Und nun war es komisch zu sehen, welch' ein Bild von hin und her und auf und abschwankenden Menschen- und Kamelsköpfen unsere Karawane während der nächsten Sekunden bot. Das Kamel schnellt zuerst mit den Vorderbeinen einen halben Meter hoch in die Knie (eigentlich Handgelenke), so dass man meint, hinten hinabzurutschen und sich krampfhaft festhält, danach erhebt es sich mit den Hinterbeinen zur vollen Höhe, dass der Reiter steil himmelwärts schiesst, die vordere Rückenpartie aber vor ihm versinkt, und schliesslich richtet sich das Tier auch vorn ganz auf. Das Ganze ist von einem riesigen Lärm begleitet, die Kamele brüllen dumpf oder stossen trommelnde und gurgelnde Laute aus, die Treiber schreien um die

Wette, immer ihr Birra, Brra wiederholend, das für das Tier den Befehl zum Aufstehen bildet. Jetzt setzt sich die ganze Karawane in Bewegung. Im Paßschritt des Tieres wird man ein wenig hin- und hergewiegt, da man jedoch hinten am Höcker sitzt, spürt man diese Bewegung nicht stark. Vielmehr macht sich bald der Aufschlag, den jeder Schritt der Hinterbeine verursacht, in wenig angenehmer Weise bemerkbar. Noch bevor wir aus dem Dorf hinaus sind, versucht ein besonders störrischer Hengst, seinen Reiter abzuwerfen, dreht sich wie besessen im Kreise und brüllt und gurgelt, dass die weissen Schaumflocken vor den langen schmalen Lippen stehen, bis ihn die Treiber mit Stockschlägen zum Niederliegen zwingen. Dann besteigt ihn ein Araber und nötigt ihn so lange ununterbrochen zum Aufstehen und Niederliegen, bis er Vernunft annimmt. In diesem Zustand sind die Tiere sehr gefährlich und haben schon manchen Araber durch den Biss ihrer kräftigen Kinnbacken verstümmelt. Ueberhaupt muss man sich stets hüten, dem Kopf des Kamels zu nahe zu kommen, da man nie sicher ist vor einem Biss.

In breiten Reihen ging es jetzt in westlicher Richtung auf der durch unzählige Kamelshufe kenntlich gemachten Strasse der Telegraphenleitung entlang dahin. Bald zeigten sich auch die besondern Eigenarten der Tiere. Die einen wollten stets vorne, andere hinten gehen, wieder andere liebten es, allein zu marschieren, oder zogen die Gesellschaft ihresgleichen vor. Tatsache war nur, dass der Reiter sich dem Willen seines stärkern Untergebenen anzupassen hatte. Der Zügel nützte nicht viel, da er dem Tier nur um den Kopf gebunden war, die Kette durchs Maul jedoch fehlte. Interessant war es, die Gestalten der einzelnen Kamele zu betrachten, die oft einen kläglichen Anblick boten. Denn vielen von ihnen fehlte stellenweise das Haar, so dass man die blosse Haut bei jedem Schritt sich schrumpfen sah, andere sahen entsetzlich mager aus wie richtige Kamelklepper. Das Geheimnis all' dieser Unzukömmlichkeiten lag darin, dass für eine so grosse Karawane wie die unsere keine Reitkamele zu erhalten waren, die in dieser Gegend, wo keine wichtige Wüstenstrasse durchführt, selten sind und daher von den wenigen Besitzern nicht gern aus der Hand gegeben werden. Darum hatten wir nur gewöhnliche Packkamele erhalten, die gar nicht zum Gerittenwerden erzogen worden waren und deren Gewohnheit es war, im gleichen Tramp stundenlang dahinzuziehen und nur auf die Stockschläge der Treiber zu reagieren. Unsere Sättel waren so dürftig, weil es Packsättel waren,

bestimmt, auf jeder Seite eine Last zu tragen, und die fehlenden Haare der Tiere waren von den Lasten abgescheuert worden. Ein richtiges Reitkamel wäre vor allem besser genährt gewesen und hätte sich wie ein Pferd lenken lassen, auch Trab und Schritt gemacht. Man wäre dann ganz oben auf dem Höcker gesessen und hätte die Beine gegen den Hals des Tieres niederbaumeln lassen. Doch trotz alledem haben wir guten Mutes im ganzen 140 Kilometer auf dem schwankenden Rücken zurückgelegt.

Die Strasse führte, immer dem Rande des Chotts entlang, durch eine Kieswüste. Ein heftiger, empfindlich kühler Westwind wehte uns entgegen, so dass wir uns fest in unsere Mäntel hüllten. Zweimal wurde Halt gemacht, um die Glieder ausruhen zu lassen. Die Treiber stellten sich vor das Kamel, liessen ihr „Pchch" ertönen und zogen am Zügel. Das Absitzen geht aber nicht so rasch wie das Aufstehen, denn das Kamel legt sich nicht gern nieder. Erst einige Stockschläge in die Knie bewegen es dazu, und nun geht es mit den gleichen Bewegungen, aber in umgekehrter Reihenfolge, bodenwärts.

Nefta ist eine Oase wie Tozeur, und wir hielten uns nicht lange auf mit ihrer Besichtigung, sondern traten nach einem Imbiss von Brot und schon stinkendem Schaffleisch bald den Rückweg an, der sich in den gleichen Formen vollzog wie der Herweg.

Endlich brach der grosse Tag, der Höhepunkt der Reise, an, an welchem es durch den Chott gehen sollte. Eine kleine Gruppe unserer Gesellschaft, die mit der Eisenbahn nach Gabès fahren und die andern dort wieder treffen wollte, lag noch in den Federn, als wir früh um 1/2 5 Uhr den Abmarsch bei Laternenschein antraten. Vom lauten Geschrei der Treiber begleitet, ging es durch das schlafende Dorf. Man sass so hoch, dass man teilweise über die flachen Dächer hinblicken konnte. Vom Himmel leuchteten die Sterne in unglaublicher Klarheit herab, und besonders reizvoll war es, die schwarzen Silhouetten der Palmwipfel vom Monde beschienen zu sehen. Dann aber kam, während wir zunächst noch dem Chott entlang nach Osten ritten, überraschend schnell die Sonne empor. Der flache Horizont färbt sich gelb und spielt rasch ins Rosa über, während am Boden das feine Wüstengras Aristida plumosa sichtbar wird und feine Schatten wirft. Die wenigen vor uns stehenden Palmen scheinen von tiefem Braun übergossen zu sein. Nun tritt für kurze Zeit ein Stillstand in der Farbenentwicklung ein, bald aber färbt sich der Himmel blutigrot, bis die flammende Sonne ganz heraufgestiegen ist. Dann verschwinden alle zarten Farben,

mit einem Schlage ist es heller Tag geworden und der altbekannte Wüstenboden erschienen, auf dem die vereinzelten Palmstämme scharf abgegrenzte Schatten werfen.

In *Kriz*, einer Ortschaft der Oase El Oudiana, wird in einer rauchigen Bude noch ein Frühstück eingenommen und dann die Richtung gegen den Chott zu eingeschlagen. Zuerst geht es ein gutes Stück zwischen den reichen Kulturen der Oase hin. Die meisten von uns gehen zu Fuss, solange es noch schattig und nicht zu heiss ist. Bei der letzten Quelle füllen die Treiber Wasser in die Ziegenschläuche, die an den Seiten der Kamele baumeln. Bald darauf lassen wir den Oasensaum hinter uns, und weit vorne fängt schon der See, den die Salzfläche des Chotts vorspiegelt, zu blauen an. Die Ringbildungen der Salicornia fruticosa beginnen allmählich spärlicher zu werden, und der gelbe Sandboden schimmert immer weisser, bis er von einer deutlich sichtbaren Salzkruste vollkommen bedeckt ist und kein Zweifel mehr übrig bleibt, dass nun wirklicher Chottboden unter unsern Füssen knirscht, obwohl die blaue Fläche, die wir vorher als dessen Rand ansahen, in noch ebenso weiter Ferne leuchtet. Alles nur Spiegelung!

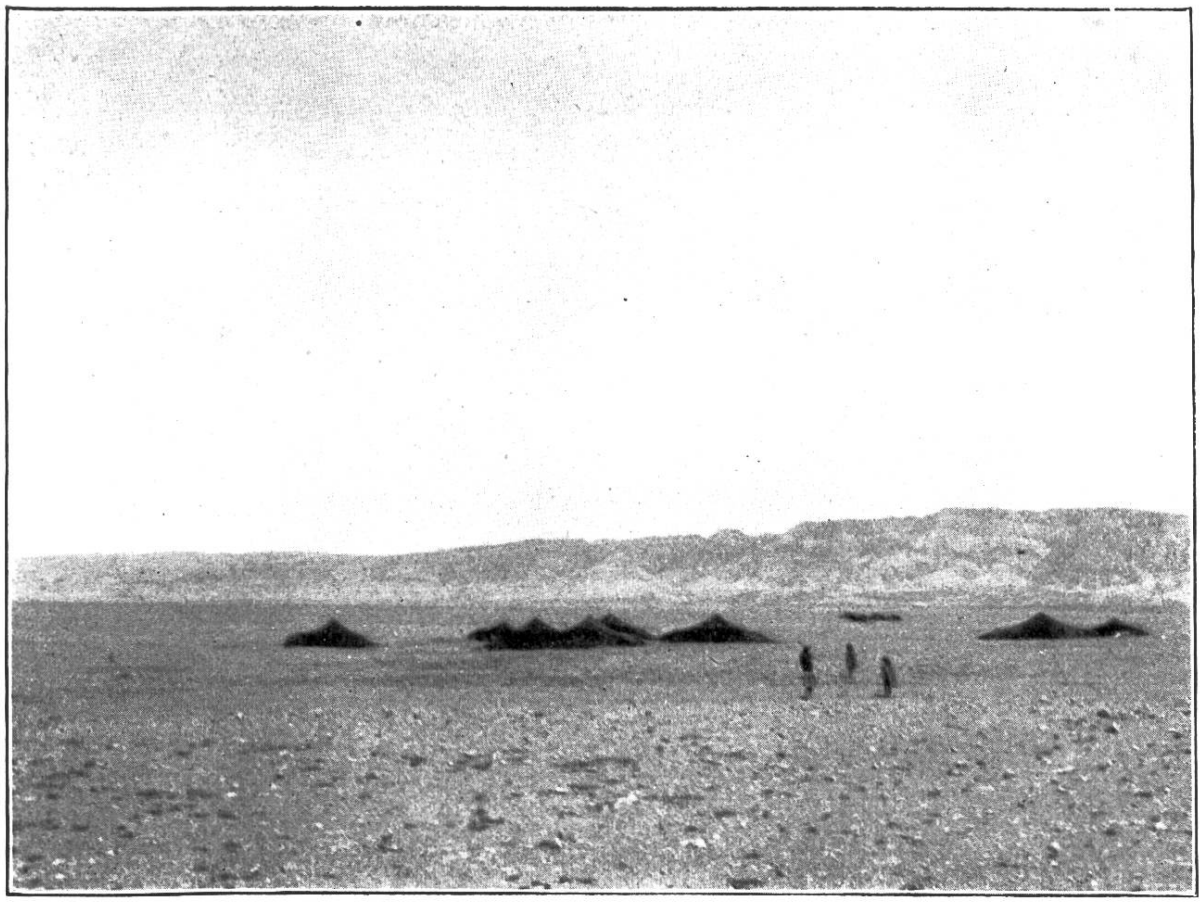
Auf welche Art diese Chotts, die auf den geographischen Karten als Seen eingezeichnet sind, entstanden, ist noch nicht sicher. Auf alle Fälle ist die frühere Annahme, dass sie die Ueberreste eines Meeres und die ganze Sahara dessen ausgetrockneter Boden seien, falsch, denn die Wüste ist ausschliesslich durch klimatische Faktoren bedingt. Der Umstand, welcher zu dieser Annahme führen konnte, war der, dass der Chottboden sehr schlammig ist und bei Regenwetter zum Sumpf wird, den zu durchgehen lebensgefährlich werden kann. Wer Sven Hedins Reise durch die Kewir im Innern Persiens gelesen hat, weiss, welche Gefahren diese Salzsümpfe bergen, denn die asiatischen Kewir bilden genau die gleiche Erscheinung wie die nordafrikanischen Chotts. Viel wahrscheinlicher ist die Erklärung, dass das Salz als Verdunstungsrückstand des aufsteigenden Grundwassers zurückgeblieben ist. Die Chotts sind nämlich flache Depressionen ohne Abfluss, in denen sich das sehr salzhaltige Wasser von weither sammelt und infolge der Hitze an der Oberfläche rapid verdunstet, so dass sich eine schlammige Salzkruste als Relikt bildet. Tritt Regenwetter ein, so steigt der Grundwasserspiegel bis zur Oberfläche, und die bisher feste Salzkruste wird zum Sumpf. Mit der Trockenperiode verdunstet wieder sehr viel Oberflächenwasser, das Grundwasser sinkt, und die übrigbleibenden Salze bilden von neuem die Kruste. — Der Chott el Djerid ist der

grösste von allen seinen Artgenossen in Nordafrika und etwa 200 km lang. Unser Weg führte über eine schmale Stelle von nur 37 km Länge, denn wir steuerten auf eine mitten in ihn hineinragende Halbinsel aus Sandboden zu.

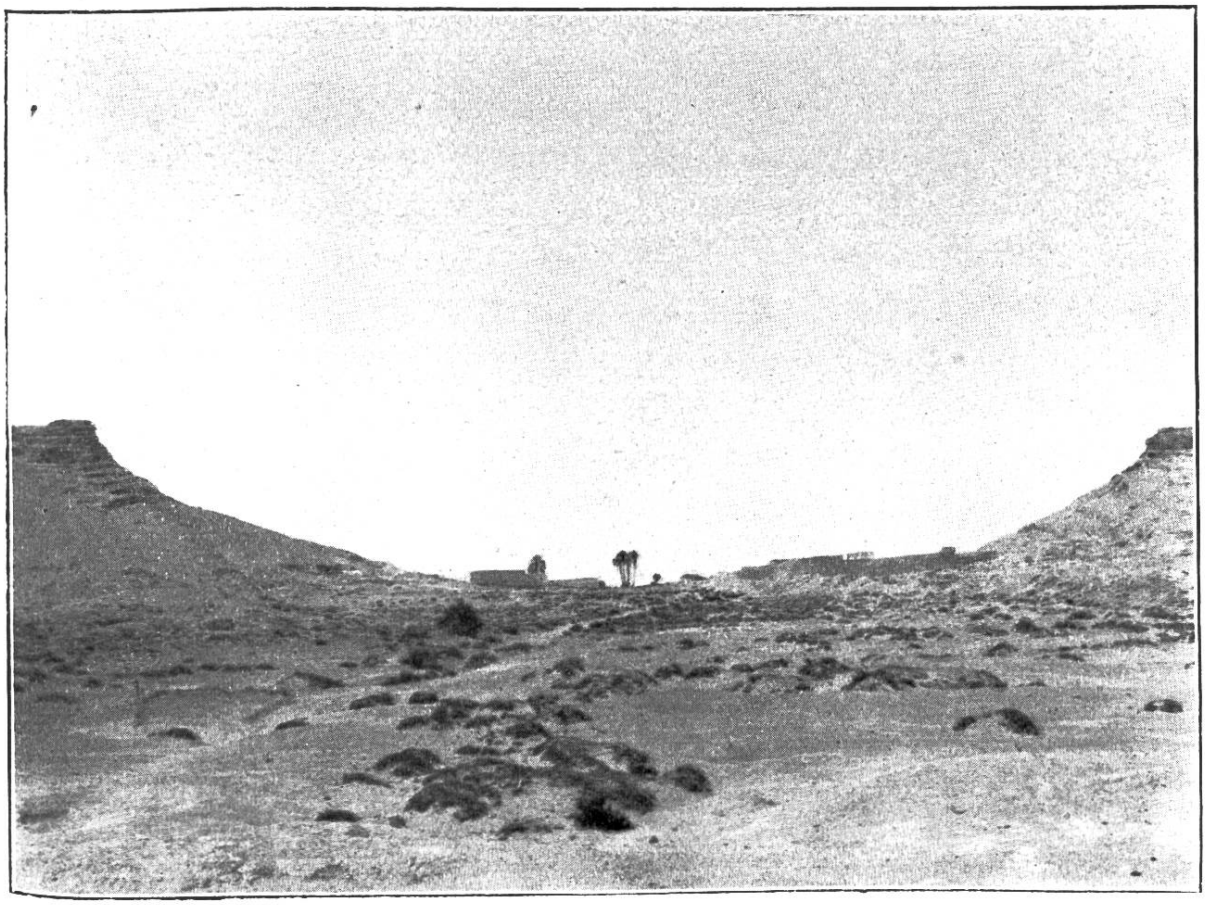
Bald nach dem vollständigen Betreten der Salzkruste wurde der Boden immer nasser, und die Kamele begannen zu glitschen, so dass es aufpassen hiess, wollte man nicht unversehens in den Schlamm hinunter purzeln. Jeder Schritt des Kamels hob die Salzschicht ab und liess darunter sumpfigen Grund sehen. Die Tiere drängten sich eines hinter das andere, und in langem Zuge ging es langsam vorwärts. Jedermann war gespannt, ob man schliesslich ganz stecken bleiben würde. Aber nach einer langen halben Stunde betraten wir wieder eine feste trockene Salzkruste. Vielleicht liegt der Grund dieses Wechsels in der verschieden starken Verdunstung. In der Mitte des Chotts ist diese viel grösser, weil ringsum eine weisse, das Licht stark reflektierende Fläche sich ausdehnt, während die Luft der Randpartien nicht so sehr erwärmt wird und daher auch die Verdunstung kleiner ist.

Unsere Piste war gekennzeichnet durch hohe, in den Boden gerammte Stangen, die etwa 500 m auseinanderstanden. Vor und hinter uns versanken sie infolge der Erdkrümmung. Aber trotzdem war die verlassene Oase El Oudiana stets gleich deutlich zu erkennen, und wir schienen nie weiter von ihr wegzukommen. Einzig der blaue Seespiegel hatte sich dazwischen gelegt. Auch vor und seitlich von uns war er sichtbar, so dass wir uns ringsum vom Wasser eingeschlossen wähnen konnten. Gradaus tauchten einige Oasen auf, die beim Näherkommen verschwanden. Also wieder nur Fata Morgana, die uns an diesem Tage wirklich genugsam zu täuschen suchte. Der andere Teil der Exkursion, der am Nachmittag mit der Bahn Tozeur verliess, sah uns weit draussen im Chott in der Luft dahinreiten.

Früher gab es noch andere Karawanenstrassen, auf denen die Berber den Chott durchquerten. Doch erwies sich bei keiner die Salzkruste als zuverlässig, und ganze Karawanen gingen rettungslos unter. Notgedrungen muss sich nun der Verkehr auf die Piste beschränken, auf der wir dahinzogen, wollen die Eingebornen nicht ihr eigenes Leben und das ihrer Tiere aufs Spiel setzen. Zu beiden Seiten des breiten Weges sich erhebende, wenige Zentimeter hohe blasenartige Schlammvulkane, wo spezifisch leichtere Stoffe aufzusteigen schienen, liessen auch uns die Tücke des Chotts ahnen. Je länger



No. 11. **Nomadenzelte bei Metlaoui.** Phot. Ch. Brown, Zürich.



No. 12. **Tal auf Debabcha.** Phot. Ch. Brown, Zürich.

die Trockenheit andauert, um so mehr solcher Vulkane sollen entstehen. Wer sich dort hinauswagte, würde ins beinahe sichere Verderben rennen. Demnach kann das Begehen der Salzwüste bei Regenwetter wie auch bei lange anhaltender Trockenheit gefahrbringend werden. Unsere Kamele zeigen jedoch keine Neigung, den Weg zu verlassen, sondern marschieren langbeinig mit nur 3 km Stundengeschwindigkeit in ewig gleicher Ruhe den wegweisenden Stangen nach. Schliesslich ist Ruhe und Geduld auch für den Reiter das beste, denn Ungeduld ist im Chott drin nicht am Platze. Wer bisher dem Fatalismus der Araber nur mit Kopfschütteln begegnete, beginnt ihn hier bei der steigenden Hitze und dem endlos scheinenden Weg zu verstehen und ihn so gut als möglich nachzuahmen.

Das Mittagessen bringt endlich die von allen ersehnte Abwechslung. Das Stehen nach dem langen Ritt ist eine Wohltat. Sich zu setzen, wäre nicht ratsam, denn man brächte das Salz nicht mehr aus den Kleidern heraus. Die Proviantkisten werden geöffnet, und jeder bekommt Brot und Schaffleisch, dazu Mineralwasser und Wein, unser tägliches Getränk, seitdem wir Tunis verliessen. Denn das einheimische Grundwasser zu trinken, war wegen Typhusgefahr nicht ratsam. Doch ertrug die Mehrzahl von uns das stark alkalische Mineralwasser auf die Dauer nicht, und mit Wein allein den Durst zu löschen, war auch etwas heikel, so dass den armen Gequälten nichts übrig blieb, als den Gesunden neidvoll zuzuschauen, wie sie ihre Becher leerten. Am Boden unten scheint die Hitze, obwohl es nur 35° C Sonnentemperatur sind, unerträglich zu werden, und ebenso gerne, wie man abgesessen, steigt man nach getaner Arbeit wieder in den Sattel, wo man manchmal ein schwaches Lüftchen zu spüren vermeint. Weiter geht es durch die endlose weissglitzernde Salzfläche, die Augen durch eine dunkle Autobrille geschützt. Die Fata Morgana ist verschwunden; keine Oasen erquicken mehr das Auge. Ueber uns ballen sich Gewitterwolken, Regen strömt hernieder, wie uns ein Regenbogen am Himmel zeigt, aber bis zu uns gelangt kein Tropfen; die heissen Luftschichten über uns haben alles aufgesogen. Wenn nur nicht die Schmerzen am Sitzleder, dessen Existenz bei jedem Kamelsschritt sich ins Bewusstsein drängt, so gross würden, dass man jeden Augenblick die Lage wechseln möchte. Der eine oder andere Reiter hat in stiller Resignation beide Hände untergelegt und versucht zu schlafen. Die Hitze will nicht nachlassen, wohl aber wird der Durst immer grösser. Die Feldflasche, die man am Morgen mit Tee füllte, ist längst leer.

Stumm und lendenlahm schleicht die ganze Karawane dahin. Etwas muss geschehen, um die Situation zu retten. Da kommt einem von uns der rettende Gedanke: Das Binschgauerlied! Wie das wirkte! Auch die Schläfer erwachten und stimmten mit ein. Das Lustigste aber waren die grossen Augen und verwunderten Mienen unserer Treiber. Nach den Binschgauern kamen andere Lieder an die Reihe, und der Chott hörte seine ersten Jodler.

Am späten Nachmittag hatten wir das auf der Karte eingezeichnete Sandinselchen *El Menzof* erreicht. Ein Haufen gelber Blöcke war alles. Wie sich diese hierhin verirrt haben, erschien uns rätselhaft. Inzwischen hatte die Fata Morgana von neuem ihr Spiel begonnen, und nun, da wir wirklich hofften, bald auf Land zu stossen, bereitete sie uns Enttäuschungen. Endlich tauchten vereinzelte Salicorniabüschel auf, und die Salzkruste verschwand unmerklich. Wir hatten den sichern Boden der in den Chott vorspringenden Halbinsel *Debabcha* erreicht. Aber damit war noch nicht viel gewonnen; die Wüste erstreckte sich weiterhin, und die nächste Oase mit ihrer Quelle war noch weit. Der Führer der Treiber erklärte, man müsse sie heute unbedingt erreichen, um die Kamele tränken zu können. Also marschierte die Karawane weiter, blutigrot ging die Sonne in unserm Rücken unter, und die Sterne glänzten in ihrem intensiven Licht. Der Boden war nicht mehr zu erkennen, und man bemerkte dessen Unebenheiten nur an der unregelmässigen Gangart der Tiere. Plötzlich wurde doch der Befehl zum Lagern ausgegeben, denn die Treiber, welche die ganze Strecke zu Fuss zurückgelegt hatten, waren zu müde geworden, um uns folgen zu können. Um einen Busch (Retama retam) herum wurde Stroh ausgebreitet, und eng aneinander gedrängt legten wir Europäer uns darauf, den Rucksack unterm Kopf, blickten noch etwas zum Sternenhimmel empor und lagen bald in tiefem Schlummer.

Früh morgens, als eben die Dämmerung anbrach, bereiteten die Treiber schon an einem Feuer unsern Frühstückskaffee. Während wir durch Herumspazieren Leben in die von der empfindlichen Kühle der Nacht erstarrten Glieder brachten, trieben unsere Araber die Kamele zusammen, die sich weidend über Nacht weithin zerstreut hatten. Bald nach 6 Uhr wurde aufgebrochen, und über den immer dichter mit Sträuchern bewachsenen Wüstenboden näherten wir uns den Palmwipfeln der Oase *Fetnassa*, die am Horizont auftauchten. Aber wie gross war die Enttäuschung, als wir näherkamen. Der Palmenwald löste sich in kleine Gruppen armseliger Bäume auf, denen man an-

sah, welch' harten Kampf sie um ihre Existenz führten. Auch das Dorf, aus Lehmhütten primitivster Art bestehend, das seitlich der Strasse lag, bot einen elenden Anblick. Von einer Quelle oder gar einem munter fliessenden Oasenbach war keine Spur zu sehen. Um den Palmen ihr Wasser zuführen zu können, hatten die Eingebornen in harter Arbeit mehrere Meter tiefe Gräben gezogen, bis sie auf das spärliche Grundwasser stiessen. Das Wasser wurde dann in Kanälen am schwach gegen den Chott abfallenden Gelände abwärts bis zur Oberfläche geleitet. Wo ihnen dies nicht gelang, pflanzten sie die Palmen in den Graben selbst. Oft hatte der Wind diesen zugeweht, und dann blieb von der Palme nur noch der sich dicht über dem Boden erhebende Wipfel sichtbar. Von Gemüse- oder Getreidebau kann hier keine Rede sein, und der Berber muss sich mit den trockenen Datteln begnügen, die ihm seine kümmerlichen Bäume liefern. Noch eine gute Weile kamen wir an solchen kleinen Palmgruppen vorbei, auf die eine Strecke offener Wüste folgte, bis wir endlich an den ersehnten klaren Quellbach gelangten, wo eine längere Rast bevorstand. Bachaufwärts stiessen wir bald auf den prächtigen Quellsee, dessen tiefblaues Wasser von hohen und kräftigen Palmen umsäumt war. Die Kleider abwerfen und im Wasser herumplätschern oder am Abfluss in den Bach liegen und sich überspülen lassen war das Werk der nächsten Minute. Obschon die Temperatur des Wassers 27° C betrug, kühlte das Bad unsern überhitzten Körper herrlich ab, war die Luft doch schon im Schatten 40° C warm. Leider verschwand das wohlige Gefühl beim Weiterritt schon nach einer Viertelstunde. Die kleinen dürftigen Oasen hielten weiterhin an. Die Hitze schien unerträglich zu werden, und noch mehr als im Chott rutschte jeder auf seinem harten Sattel voller Verzweiflung herum. Selbst das Binschgauern wollte nicht mehr verfangen. Da der Wind seitlich wehte, marschierte mein Kamel immer im Windschatten der andern ganz auf der Seite und liess mich dafür den unbeschreiblichen Geruch, den die Tiere bei dieser Hitze ausströmten und den mir der Wind gerade in die Nase wehte, in vollen Zügen geniessen. Beim Dorf *Mennchia* wurde Halt gemacht, um diese Siedlung anzusehen. An einen gelbroten felsigen Kamm waren die aus Steinen, Lehm und Palmstämmen ungemein primitiv errichteten Häuser gelehnt und festungsartig zusammengedrängt. In der Tat mussten früher diese Dörfer hin und wieder als Festungen dienen, wenn die aus der Sahara heraufschwärmenden Tuaregs bei ihren Einfällen und Raubzügen bis hierher drangen. Seit jedoch

französisches Militär in ganz Südtunesien stationiert wurde, ist die Bevölkerung vor Räubern sicher. Am Eingang des Dorfes empfingen uns gebräunte Berber würdevoll und gingen majestätisch durch die engen Gassen voran. Vor der Kuppel eines Marabout blieben sie stehen, und aus ihren Gebärden konnte man auf ein besonders kostbares Heiligtum schliessen. In dem dunkeln Raum standen wir einer Singer-Nähmaschine gegenüber, von der sie uns in unverständlichem Arabisch, denn französisch sprechen konnte keiner, eine lange Geschichte erzählten. Wir wurden noch zur Moschee geführt, die, im Gegensatz zu der im ganzen Dorfe herrschenden äussersten Einfachheit in Bauart und Geräten, ein überraschend stolzes Minarett aufwies. Frauen und Kinder flüchteten sich vor uns in die Häuser, denn wohl noch nie hatten sie einen Weissen gesehen. Die Männer begleiteten uns bis zu den Kamelen zurück, wo sie sich bei den Treibern genügend Auskunft über uns holen konnten.

Um die Mitte des Nachmittags war die Oase *Toumbar* erreicht, wo unser ein zauberhafter Anblick wartete: Meterhoch sprang ein dicker Wasserstrahl aus dem Boden empor. Die ganze Oase verdankt diesem von den französischen Ingenieuren erstellten artesischen Brunnen ihre Ueppigkeit. Von nun an reihte sich ein Palmenwald an den andern, alles stolze vollentwickelte Bäume, deren Gedeihen ausschliesslich durch die von den Franzosen zu Tage geförderten unterirdischen Wasseradern bedingt ist. Deshalb betrachten die dortigen Berber die Franzosen nicht als Eindringlinge, sondern als Wohltäter. Unversehens war es Abend geworden, und unser Ziel, die Oase Kebilli, zeigte sich immer noch nicht. Die Kamele waren sichtlich müde und liessen sich zu keiner schnellern Gangart bewegen. Endlich erschienen die weissen Häuser der französischen Militärstation, in der unser das Nachtlager wartete, am Rand der Oase, aber noch galt es ein langes schnurgerades Stück Steppe zu durchreiten. Die Tiere wollten stets stehen bleiben und sich an den Gräsern gütlich tun. Um dies zu verhindern, zog man den Zügel straff, und ein hartnäckiges Ringen begann, ob der Kopf des Kamels oder der Arm des Reiters der Stärkere sei. Schliesslich wusste mein Tier in seiner Bosheit nichts besseres als sich niederzulegen. Das bedeutete allerdings sehr viel, denn wenn ein Kamel aus freien Stücken sich niederlegt, kann dies nichts anderes heissen, als dass ihm der Reiter gestohlen werden kann. Endlich war aber auch dieses letzte Stück überwunden, und ohne Abschiedsträne sagte man seinem zottigen Untergebenen Valet, der einem so

viele Kilometer weit getreulich getragen hatte. In Kebilli empfingen uns die französischen Offiziere mit ihren Damen sehr liebenswürdig. Man spürte die grosse Freude, die sie durch den seltenen Besuch von Europäern empfanden, waren doch ausser drei weissen Soldaten, der Telegraphenbedienung, alles farbige Truppen. Im Hof der Kaserne ragte der Antennenturm der drahtlosen Telegraphie empor. Unser Telegramm an die Neue Zürcher Zeitung mit der Nachricht von der glücklichen Durchquerung des Chott wurde sofort aufgegeben und erreichte Zürich nach 6 Stunden. In den Betten der Kaserne schliefen wir trotz Wanzenbesuchs ausgezeichnet.

Die Weiterfahrt des nächsten Tages wurde in einem grossen Gesellschaftsauto unternommen, das von Gabès hergekommen war und mit uns die 140 Kilometer dorthin in einem Tage zurücklegte. Begleitet vom Gebrüll einer grossen Bubenschar fuhren wir zum Kasernentor hinaus und blieben gleich hinter der Oase im tiefen Sand stecken. Doch nachdem alle ausgestiegen waren, brachte der kräftige Motor den Wagen bald wieder flott. Das Dorf Kebilli selbst liessen wir abseits liegen. Dort wohnte, wie man mir in Tozeur erzählt hatte, ein ausserordentlich reicher Mann, der 23 Frauen besass. Für die besonders schönen Araberinnen bezahlte er 600—700 Franken, für die andern nur 400, verkaufte aber jede nach 4 Monaten wieder. Unser Auto durchratterte nun stundenlang in halsbrecherischer Fahrt die altbekannte, mit Ligeum Spartum vermischte Halfasteppe. Eine eigentliche Strasse bestand nicht, sondern nur eine Piste. Oft war der Boden eingebrochen, und diese Stellen mussten vorsichtig umfahren werden. Oder ein eingetrocknetes Flussbett voller Steinblöcke stellte sich entgegen, das man hinab- und hinaufsauste. Aber trotzdem erlitten wir nie eine Panne. Einmal durchquerte eine zerfallene Mauer römischen Ursprungs die ganze Steppe, vielleicht ein Limes; ein andermal ergriff vor uns ein Kamel die Flucht, den Inhalt der Wasserschläuche seines Herrn verspritzend, so dass wir anhalten mussten, bis es sich beruhigt hatte. Nachmittags kamen wir nach *El Hamma,* einem schon von den Römern benutzten Badeort. Die 47° C heissen Quellen werden in Bassins gefasst, wo die Eingebornen fleissig baden. In schneller Fahrt auf guter Strasse legten wir bei peitschendem Gewitterregen den Rest des Weges bis nach Gabès zurück, wo wir nach der ereignisvollen Reise der drei letzten Tage wohlbehalten anlangten.

Gabès ist eine an der Kleinen Syrte gelegene Oasenstadt mit einem kleinen Europäerviertel. Der Hafen hat keine grosse Bedeu-

tung, weil die Dampfer weit draussen vor Anker gehen müssen. Die Oase ist in nichts von Tozeur verschieden, aber doch streiften wir während der zwei Ruhetage, die wir hier zubrachten, stets gerne den reizvollen Bildern nach, die sich unaufhörlich boten. Wir waren im Hotel eines Schweizers, eines Herrn Potterat, der den Kinosaal für uns in eine Schlafhalle verwandelt hatte, ausgezeichnet untergebracht.

Von hier aus unternahmen wir für zwei Tage unsern letzten Vorstoss nach Süden, so weit die Strasse reichte, denn wir wollten uns von neuem unserm Benzinvehikel anvertrauen. Wieder ging es viele Kilometer weit durch Halfasteppe. Die Strasse stieg teilweise ziemlich steil an, da das Gebiet zwischen Südtunesien und Tripolis, in welches wir eindrangen, bergig ist. Nach etwa 80 Kilometer Fahrt erreichten wir Médenine, den Hauptort des Distriktes. Bei einer dürftigen Palmenoase erhebt sich auf einem Hügel das Dorf, das wegen der Bauart seiner Häuser wohl eine der grössten Merkwürdigkeiten Tunesiens bildet. Die Eingebornen, Nachkommen der in Lösshöhlen wohnenden Troglodyten der Umgebung, kennen keine andere Art der Behausung und errichten daher als Wohnstätten höhlenartige Gebilde aus Lehm. So ein einzelner Wohnraum sieht aus wie ein kleiner, hinten zugemauerter Tunnel; die Decke ist wie bei diesem gewölbt. Diese Wohnungen werden wabenartig mit den Längsseiten aneinander gereiht, aber auch bis fünf Stockwerke hoch aufeinander getürmt, wobei die gewölbte Decke der untern Höhle den Fussboden für die obere abgibt, ohne dass er ausgeebnet würde. Als Treppen dienen aussen in die Mauer eingefügte Steine, doch müssen die Beine weit gespreizt werden, um von einer Stufe zur andern zu reichen. Fenster gibt es keine. Das Licht kann nur durch die Türen, die mit Holzplanken verschliessbar sind, eindringen. Die obersten Stockwerke werden als Vorratsräume benützt. An einer Baustelle sahen wir, wie Lehmbrei, zu Klumpen geformt, von Hand zu Hand geworfen wurde bis zum Baumeister, der mit kundiger Hand den eigenartigen Bau errichtete. Der Marktplatz ist von Hallen eingesäumt, die zeigen, dass der Einfluss des Tieflandes langsam eindringt. Wie lange noch, und die Bewohner Méd nines werden zur Bauart des gewöhnlichen einstöckigen Hauses, wie es sonst in ganz Tunesien üblich ist, übergehen?

Nochmals führte die Strasse 50 km weit durch eine von Bergen begrenzte Halfasteppe leicht aufwärts, bis wir in Foum-Tatahouine, dem südlichen Ende der ganzen Reise, eintrafen. Den allersüdlichsten

Punkt bildete ein Tafelberg, zu dem wir am gleichen Abend in einstündiger Wanderung pilgerten. Etwa 200 m über der Talsohle, dicht unter dem Gipfel, waren Höhlen in den Mergel gegraben, die wohl früher als Wohnstätten gedient hatten, jetzt aber nur noch als Vorratsräume gebraucht werden. Dafür waren die Wohnräume auf der flachen Höhe des Tafelberges errichtet worden. Die französischen Offiziere in Foum-Tatahouine hatten uns die Einwohner als gefährliche Wilde geschildert und uns zum sichern Geleit einen braunen Spahi mit umgehängtem Karabiner mitgegeben. Wir legten daher mit gemischten Gefühlen das letzte Stück Weges zur Höhe zurück. Und in der Tat sah es hier auch sehr drohend aus; von unten erblickte man nichts als festungsartige Mauern, die sich in geschickter Verbindung mit den natürlichen Felsen um die oberste Bergkante herum türmten. Ein steiler Weg führte zu dem einzigen niedrigen Eingangstor, durch das wir die wenigen engen Gassen dieser Burg betraten. Die sie bewohnenden Berber waren jedoch, wie wir gleich bemerkten, sehr friedfertige Leute und liessen uns willig ein. Die Häuser, wenn man sie so nennen darf, waren wieder wie in Médenine waben- oder tunnelartige Bauten, nur weniger solid zusammengepflastert und viel unregelmässiger in den Formen. Wenn man auf die Dächer kletterte, gelangte man zu den Zinnen der Befestigungsmauer. Das Dorf trug den Namen Ksar Beni Barka (Burg der Söhne des Barka) und war zum Schutz gegen die Raubzüge der Tuaregs erbaut worden. Seit der französischen Okkupation leben auch hier die Eingebornen in Sicherheit, und der grösste Teil der Burgbewohner ist ins Tal hinunter gezogen. Nur einige Greise und blautätowierte Frauen hüteten die hierhergeschafften Vorräte. Früher waren die schadhaft gewordenen Mauern wieder ausgebessert worden, jetzt aber halten die Berber dies für unnötig, so sehr vertrauen sie auf den Schutz der französischen Waffen. Die ganze Ansiedlung trug daher schon die Spuren des Zerfalls, und in einigen Jahren wird wohl nur noch ein Schutthaufen von dieser so merkwürdigen Berberfestung übrig bleiben.

Ausserhalb des Eingangstores kletterte ich ein Stück der Mauer entlang und genoss da eine unvergessliche Aussicht über das Bergland. Bis zum Horizont reihte sich ein rotbrauner Tafelberg an den andern, dazwischen lag zu meinen Füssen der breite Talgrund mit seinen kleinen Palmgruppen und Getreidefeldern. Hier fühlte man mit aller Deutlichkeit die Eigenart der afrikanischen Landschaft. Was ich sah, war eine richtige Felswüste, aus der $^3/_5$ der Sahara bestehen.

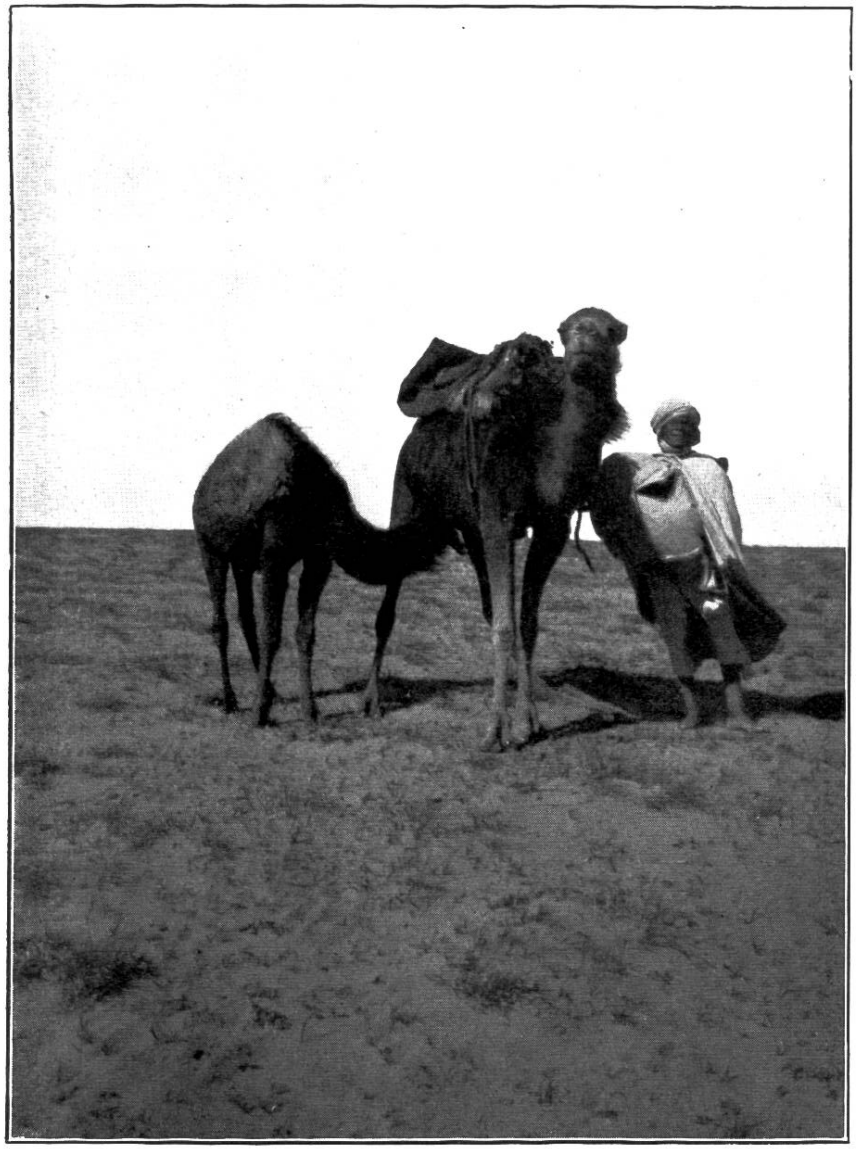
Wind und Regen im Verein mit den riesigen Temperaturschwankungen und der Trockenheit haben diese sogenannten „Zeugen“ herauserodiert und nagen weiterhin an ihnen. Allen Staub und auch die kleinern Steine hat der Wind zu Tale gefegt, und nur die grossen Blöcke bleiben oben liegen. Im Tale suchen die Berber den Staub und das Regenwasser in Mauern zu fangen und darauf ihr Getreide zu pflanzen, aber oft genug gelingt ihnen dies nicht, denn der grünen Fleckchen waren erschreckend wenige zu sehen.

Foum-Tatahouine ist die letzte gegen Tripolis vorgeschobene Garnison. Die Oase bietet keinen freudigen Anblick; man kann die Palmen beinahe zählen. Etwa 700 Soldaten sind hier stationiert, alle zur Bestrafung irgend eines Vergehens. 2 Kompagnien sind ausschliesslich Elsässer, und wir waren sehr überrascht, von den Soldaten plötzlich im alemannischen Dialekt angesprochen zu werden. Das Klima ist für den Europäer nicht gesund, hin und wieder tritt sogar die Cholera auf. — Der Marsch des nächsten Morgens führte uns nochmals auf einen Tafelberg, wo die Franzosen als Beobachtungsposten ein kleines Fort mit Wasserreservoir errichtet haben, das zur Zeit nicht benutzt wurde. Das anstehende Gestein des Berges war sehr salzhaltig. Die Salze sogen viel Feuchtigkeit auf und zersetzten sich; es vollzog sich die sogenannte chemische Verwitterung, als deren Folge mehrere der grossen herumliegenden Blöcke vollständig ausgehöhlt waren, obschon sie von aussen noch vollkommen intakt schienen. Den gleichen Prozess hatten wir schon in kleinerm Maßstabe an den Steinen der Kieswüste beobachtet. Noch eine andere interessante Erscheinung zeigte sich uns. Ein Stechginster (Ulex) hatte auf einem Vorsprung der Bergwand Wurzel gefasst. Seine harten Zweige und Blätter wurden vom Winde unablässig bewegt, so dass die Pflanze den Felsen gleichsam abscheuerte. In der Tat war an den Stellen, wo die Blätter Tag für Tag unzählige Male vorbeistrichen, das Gestein streifenartig ausgehöhlt. — Am Nachmittag ging es wieder in endloser Fahrt über Médenine nach Gabès zurück, das in dunkler Nacht erreicht wurde.

Von Gabès aus, dem südlichsten Endpunkte der Eisenbahn, wurde die Heimreise angetreten. Die rasche Fahrt führte immer der Küste entlang bis nach Sfax, der zweitgrössten Stadt und dem wichtigsten Hafen Tunesiens. Ein mehrstündiger Aufenthalt gewährte einen Einblick in die ungeheuern Olivenpflanzungen, die seit der Errichtung des Protektorats von den Franzosen angelegt worden sind. Von einem Aussichtsturm ausserhalb der Stadt aus sahen wir, so weit der

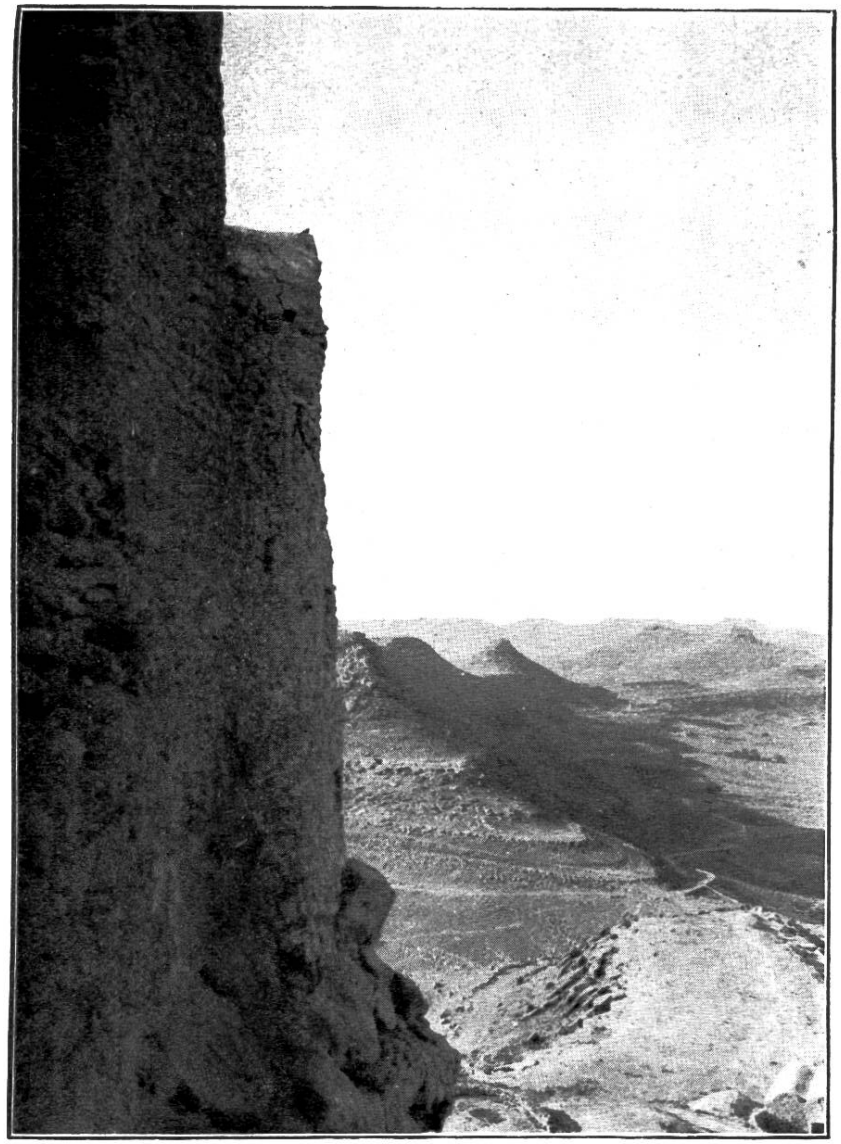
No. 13. **Im Chott el Djerid.**

Phot. Frau Dr. Wyss-Peyer, Küsnacht b. Zürich.



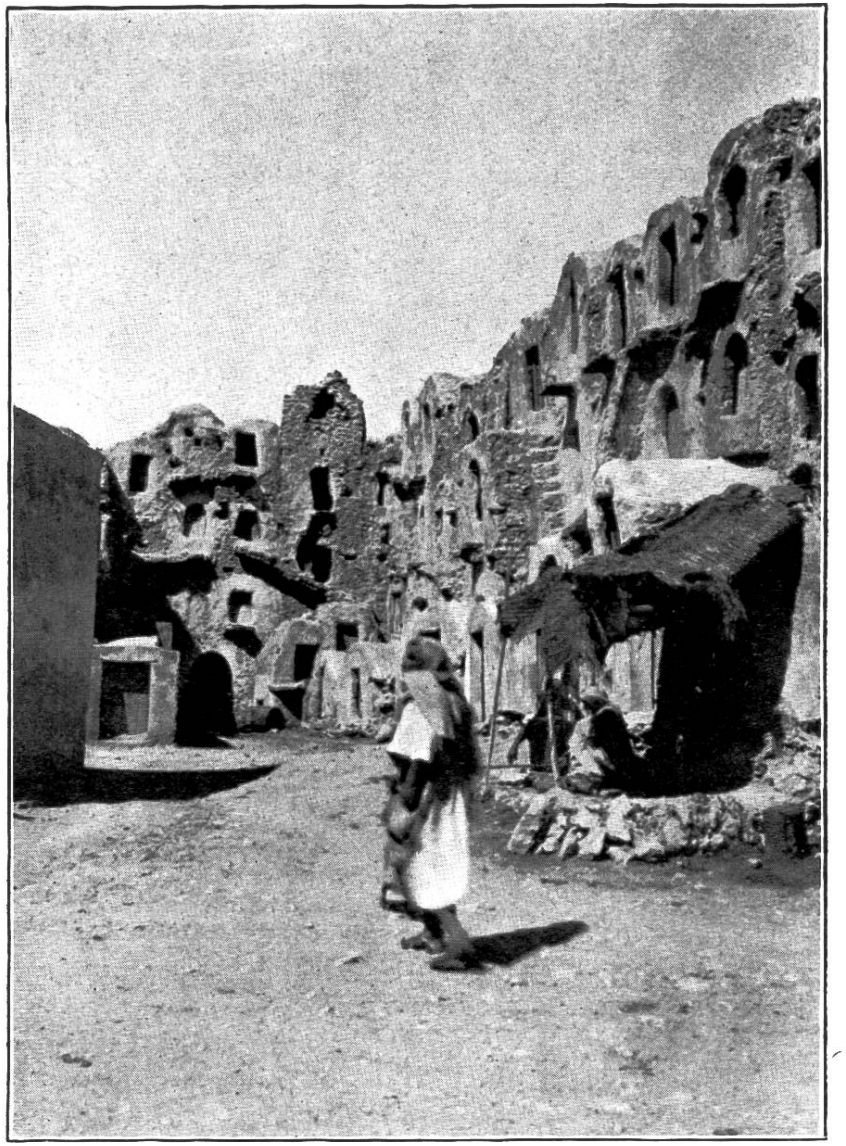
No. 14. **Kamel mit Jungem.**

Phot. Ch. Brown, Zürich.



No. 15. **Blick von Ksar Beni Barka nach Norden.**

Phot. Viktor Rehsteiner.



No. 16. **Hof in Médenine.**

Phot. Viktor Rehsteiner.

Blick reichte, nichts als schnurgerade Reihen von Olivenbäumen. Kaum glaublich schien es, dass da, wo früher die Steppe sich dehnte, im Verlaufe von nur 40 Jahren so riesige Kulturen entstanden sein konnten. Zur Römerzeit mochte es einmal so ausgesehen haben. Ganz Tunesien soll heute 11½ Millionen Olivenbäume auf 200,000 Hektaren verteilt zählen. Im Hafen schluckten wir nochmals gründlich den Staub der Phosphate ein, die hier von Metlaoui her zur Verladung kommen, und streiften noch hastig durch die Souks, bis uns der Zug weiter nach Norden führte. Bei Sonnenuntergang hielten wir einen Augenblick in *El Djem* und hatten gerade Zeit, aus allen Wagenfenstern hinaus das grosse römische Amphitheater von 150 m Durchmesser auf den Film zu bringen. Spät in der Nacht langten wir in Tunis an.

Die Heimfahrt ging wieder über Sizilien, Neapel, Rom und Mailand dem Gotthard entgegen. Fast wie im Traum zog alles an uns vorüber, nur die südliche Pracht Palermos wurde zum zweitenmal in vollen Zügen genossen. In Rom endlich waren wir so mit Eindrücken übersättigt, dass eine kleine Gruppe von uns während des ganzen Nachmittages auf dem Pincio sass, um ruhig den Erinnerungen an das verlassene Wunderland nachhängen zu können. Erst als der Zug die frischverschneiten Tessiner- und Urnerberge durcheilte, als man in Airolo nach all' der Hitze richtig schneeballen konnte und am Zugersee der lachende Frühlingstag uns die Heimat in ihrer ganzen Schönheit zeigte, erwachte jeder zu neuem Leben, denn so zu Herzen gesprochen hatte uns keines der afrikanischen Bilder. Trotzdem werden sie uns in ihrer Grossartigkeit in unauslöschlicher Erinnerung bleiben und immer wieder die Sehnsucht nach der unendlichen Wüste oder einer malerischen Oase wachrufen.

Verzeichnis der Bilder.

No. 1. Wohnhaus des Kaid in Tozeur. Eines der schönsten Ziegelornamente Tozeurs. Vorn links im Schatten der Mauer plaudernde Eingeborene.

No. 2. Kairouan. Inneres der grossen Moschee. Das Gewölbe wird von korinthischen Säulen getragen. Ihr Fuss ist mit Halfamatten umwickelt. Im Hintergrunde zwei Leuchter mit Oellämpchen.

No. 3. Sbeitla. Triumphbogen des Diocletian.

No. 4. Sbeitla. Korinthische Säulen.

No. 5. Metlaoui. Nomadenzelt. Niedriger und flacher, dem Winde wenig Widerstand bietender Bau. An einer Zeltseite Sträucher als Windschutz und zugleich als Vorrat an Brennholz.

No. 6. Beduinenfrau beim Spinnen.

No. 7. Moschee in Tozeur.

No. 8. Bach in Nefta. Wasserschöpfende Kinder. Im Hintergrunde das Dorf Nefta. Unter den Palmen Fruchtsträucher und Gemüsefelder.

No. 9. Tozeur. Oasenbach. Rechts und links schmale Wege. Erdmauern, mit verdorrten Palmwedeln besteckt, umschliessen die Gärten. Der Bach ist in Bewässerungsgräben geteilt.

No. 10. Médenine. Berberfrau mit Kind. Die Kleidung der Frau ist dunkelblau. Schmuck an Ohren und Brust, Armen und Füssen. Das Kind trägt auf der Stirn ein Amulet.

No. 11. Nomadenzelte bei Metlaoui. Im Hintergrunde der Atlas, davor die Kieswüste.

No. 12. Tal auf Debabcha. Seitlich von der Winderosion angegriffene Felsen. Im Hintergrunde ein festungsähnliches Wüstendorf mit spärlichen Palmen.

No. 13. Im Chott el Djerid. Unsere Karawane nähert sich der Halbinsel Debabcha. Festgetretene Piste auf schlammigem Grund. Seitlich Salicornia-Büsche, im Hintergrunde eine Oase.

No. 14. Kamel mit Jungem.

No. 15. Blick von Ksar Beni Barka nach Norden. Links die Burgmauer, rechts im Tal der Weg nach Foum-Tatahouine. Tafelberglandschaft. Auf den Gipfeln die grossen Blöcke, im Tal das feinere Material.

No. 16. Hof in Médenine. Vordach aus Halfageflecht, darunter Handwerker.